Utopia

classics

Isaac Asimov

Vergangene Zukunft

Elf der besten Stories des weltberühmten SF-Autors

MOEWIG

SHOUT
SHARE
IT

Annotation

Der 1920 geborene Autor ergriff den Beruf des Biochemikers und wurde schließlich Universitätsprofessor. Doch seinen Weltruhm erlangte Asimov als Science-Fiction-Autor.

Wir bringen hier im 3. und letzten Teil seiner Kollektion »Nightfall«
die Story von den ausgedienten Autos -
die Story des Gottes der Fliegen -
die Story des kleinen Fußgängers -
die Story der modernen Parias -
die Story von der Gebrauchsanweisung -
die Story von den Hormonen -
die Lefkowitz-Story -
die Story von den schleimigen Ungeheuern -die Story vom Computer, der den Krieg gewann -die Story von den Kommunikationsproblemen -und die Story von den Augen, die nicht nur sehen.

Die ersten beiden Teile der Asimov-Kollektion erschienen als Bände 45 und 47 in der Taschenbuchreihe UTOPIA CLASSICS.

UTOPIA CLASSICS-Band 49
Titel des Originals: NIGHTFALL - 3. Teil

- Sally
- Die Fliegen
- So ein wunderschöner Tag
- Streikbrecher
- Die Gebrauchsanweisung
- Der moderne Zauberer
- Bis in die vierte Generation
- Was ist es, das man Liebe nennt?
- Die Maschine, die den Krieg gewann
- Mein Sohn, der Physiker
- Augen, die nicht nur sehen

Sally

Für die Psychoanalyse im Freud'schen Sinn habe ich nie besonders viel übrig gehabt. Wenn man die Freud'sche Lehre beherrscht und über hinreichende geistige Fähigkeiten verfügt, kann man nahezu jeden Satz (rational, irrational oder sinnlos) in ein sexuelles Symbol übersetzen und danach höchst wissenschaftlich über das Unbewußte daherquatschen.

Ich weiß nicht, was mein Unterbewußtsein ist, und es interessiert mich auch nicht. Ich weiß nicht einmal ganz sicher, ob ich auch wirklich ein Unterbewußtsein habe. Man hat mir erzählt, daß das Unterbewußtsein eines Menschen seine Persönlichkeit so verändern kann, daß ihm nur ein intensives Studium dieser versteckten geistigen Faktoren und die Behandlung durch einen Psychoanalytiker helfen kann.

Mag sein. Aber meine einzige Eigenschaft, die mir bedenklich genug erscheint, um ihretwegen einen Psychoanalytiker aufzusuchen, ist mein geradezu leidenschaftlicher Drang zu schreiben. Wenn ein Psychoanalytiker mich von diesem Drang befreien würde, fände ich mehr Zeit, in der Sonne zu liegen, Golf zu spielen und all das zu tun, was eben Leute tun, die nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wissen.

Aber das will ich nicht, vielen Dank. Ich kenne meinen Drang zu schreiben, ich mag ihn, und ich will ihn auch behalten. Es kann ja jemand anderer an meiner Stelle in der Sonne liegen oder Golf spielen.

So hoffe ich, daß nie jemand auf die Idee kommt, meine Geschichten einer Psychoanalyse zu unterziehen, mit einer genauen Erklärung meiner Triebe, Komplexe und Neurosen zu mir kommt und dann womöglich noch erwartet, daß ich ihm dafür dankbar bin. Die versteckten Bedeutungen meiner Erzählungen interessieren mich überhaupt nicht. Wenn Sie sie entdecken sollten, dann behalten Sie das bitte für sich. Und damit komme ich zu »Sally«. Es ist wohl bekannt, daß der Durchschnittsamerikaner sein Auto mit einer Art pseudosexuellen Leidenschaft liebt. Sollte ich vielleicht ein Ausnahmeamerikaner sein?

Jeder, der meine Erzählung »Sally« liest, wird spüren, daß ich mich sehr stark zu der Hauptperson hingezogen fühle. Wahrscheinlich wird in »Sally« etwas von meinem eigenen Leben enthüllt. Am Ende der Erzählung tut Sally tatsächlich etwas, das jedem Amateur-Freudianer viel Stoff zum Nachdenken geben wird. (Finden Sie es nur selbst heraus. Es ist gar nicht so schwierig.) Das sexuelle Symbol ist offenkundig, und jeder Mode-Psychiater kann sich meinetwegen zu Tode lachen über die seltsamen Vorgänge in meinem Unterbewußtsein, die er vielleicht auf Grund dieser Erzählung entdeckt.

Aber er irrt sich. Mein Unterbewußtsein hat gar nichts mit »Sally« zu tun. Ich habe diese Geschichte sehr sorgfältig und mit vollem Bewußtsein ausgearbeitet.

Sally kam die Seestraße herab, und ich winkte ihr zu und rief ihren Namen. Ich mochte Sally sehr gern. Ich mochte natürlich viele sehr gern, aber Sally war die hübscheste, ohne Frage.

Sie begann sich etwas schneller zu bewegen, als sie mich entdeckte. Nichts Würdeloses lag darin, das gab es gar nicht bei ihr. Sie bewegte sich nur ganz einfach schneller, weil sie ausdrücken wollte, daß sie sich eben so sehr freute, mich zu sehen.

Ich wandte mich dem Mann zu, der neben mir stand.

»Das ist Sally«, sagte ich.

Er lächelte und nickte.

Mrs. Hesters hatte ihn zu mir geführt.

»Das ist Mr. Gellhorn, Jake«, hatte sie gesagt. »Sie erinnern sich doch an seinen Brief, in dem er Sie um eine Verabredung bat.«

Das war natürlich nur Gerede. Ich habe tausend Dinge auf der Farm zu tun, und ich kann wirklich nicht meine Zeit damit vergeuden, die Post zu lesen. Dafür habe ich Mrs. Hesters. Sie hält mir den täglichen Kleinkram vom Leib, belästigt mich nicht mit allem möglichen Unsinn, und was das Wichtigste ist, sie mag Sally und all die anderen. Einige Leute tun das nicht.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Mr. Gellhorn«, sagte ich.

»Raymond J. Gellhorn«, stellte er sich vor und reichte mir die Hand.

Er war einen halben Kopf größer als ich und auch breiter. Er war ungefähr halb so alt wie ich. Sein schwarzes Haar war durch einen Mittelscheitel geteilt und glatt an den Kopf gekämmt, und ein dünner, sorgfältig gestutzter Schnurrbart zierte seine Oberlippe. Seine breiten Kinnbacken gaben ihm ein Aussehen, als leide er ständig an Mumps. Im Fernsehen hätte er einen prima Schurken abgegeben, und deshalb beschloß ich sofort, ihn für einen netten Kerl zu halten.

»Ich heiße Jacob Folker«, sagte ich. »Was kann ich für Sie tun?«

Er grinste breit und enthüllte seine strahlend weißen Zähne.

»Sie könnten mir ein bißchen etwas über die Farm hier erzählen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Ich hörte Sallys Räder hinter mir und streckte die Hand aus. Sie glitt direkt hinein, und ich fühlte den glatten Lack ihres Kotflügels warm auf meiner Handfläche.

»Ein hübsches Auto«, sagte Gellhorn.

So kann man es auch nennen. Sally war ein 2044 Kabriolett mit einem Hennis-Carlton-Elektronenmotor und einem Armat-Fahrgestell. Sie besaß die schönsten, feinsten Konturen, die ich je bei einem Modell gesehen hatte. Seit fünf Jahren war sie schon mein Liebling, und sie verkörperte alle meine Träume. Und in all der Zeit hatte nie ein menschliches Wesen hinter ihrem Lenkrad gesessen.

Niemals.

»Sally«, sagte ich und tätschelte sie sanft, »das ist Mr. Gellhorn.«

Sally ließ den Motor kurz aufheulen. Sorgfältig lauschte ich, ob ich vielleicht ein ungewohntes Rattern feststellen konnte. Schließlich hörte man eines Tages ja in allen Autos ungewohnte Geräusche, und es nutzte gar nichts mehr, wenn man dann die Benzinmarke wechselt. Aber Sallys Motor klang geschmeidig wie das Schnurren einer Katze.

»Haben Sie für alle Ihre Autos Namen?« fragte Gellhorn. Seine Stimme klang etwas amüsiert. Sie hatte genau den Tonfall, den Mrs. Hesters nicht leiden konnte. Sie mochte es nicht, wenn man sich über die Farm lustig machte.

Scharf sagte sie: »Sicher. Die Autos sind ausgeprägte Persönlichkeiten, nicht wahr, Jake? Die Limousinen sind männlich und die Kabrioletts weiblich.«

»Halten Sie sie auch in getrennten Garagen, Madam?« fragte Gellhorn lächelnd.

Mrs. Hesters starrte ihn wütend an.

»Könnte ich vielleicht mit Ihnen allein sprechen, Mr. Folker?« wandte sich Gellhorn an mich.

»Das hängt von verschiedenen Umständen ab. Sind Sie Reporter?«

»Nein, Sir. Ich bin Handelsvertreter. Nichts von unserem Gespräch wird an die Öffentlichkeit dringen. Ich kann Ihnen versichern, daß ich aus einem rein privaten Grund zu Ihnen gekommen bin.«

»Gehen wir ein Stück die Straße hinunter. Unten ist eine Bank, da können wir uns unterhalten.« Wir machten uns auf den Weg, Mrs. Hesters entfernte sich, und Sally fuhr leise hinter uns her.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sally mitkommt?« fragte ich.

»Keineswegs. Sie kann ja nicht ausplaudern, worüber wir sprechen, nicht wahr?« Er lachte schallend über seinen Witz und streichelte Sallys Kühlergrill.

Sallys Motor kreischte auf, und Gellhorn zog seine Hand schnell zurück.

»Sie ist an Fremde nicht gewöhnt«, erklärte ich.

Wir nahmen auf der Bank unter der großen Eiche Platz. Am anderen Ufer des kleinen Sees konnten wir die Rennbahn sehen. Es war ein warmer Tag, und alle Autos waren draußen. Mindestens dreißig. Sogar aus dieser Entfernung konnte ich sehen, daß Jeremiah sein übliches Kunststück vollführte. Er schlich sich an irgendein älteres, gesetztes Modell von hinten heran, dann ruckte er blitzschnell nach vorn und raste mit quietschenden Reifen vorbei. Vor zwei Wochen hatte er den alten Angus vom Asphalt gedrängt. Zur Strafe hatte ich Jere-miah für zwei Tage den Motor herausgenommen.

Aber ich fürchte, das hat nichts genützt. Jeremiah ist eben ein Sportmodell und sehr heißblütig.

»Also, Mr. Gellhorn«, begann ich, »was wollen Sie alles wissen?«

Er blickte sich um.

»Sehr erstaunlich, Mr. Folker.«

»Nennen Sie mich bitte Jake. Das tut jeder hier.«

»Okay, Jake. Wie viele Autos haben Sie hier?«

»Einundfünfzig. Jedes Jahr bekommen wir ein oder zwei neue. In einem Jahr werden es sogar fünf. Bis jetzt haben wir noch keines verloren. Sie sind alle in bester Verfassung. Wir haben sogar ein 15er Mat-O-Mot-Modell, das immer noch läuft, eine der ersten Automatics.«

Guter, alter Matthew. Jetzt stand er fast den ganzen Tag in der Garage. Er war der Großvater aller Autos mit Elektronenmotor. In seiner Jugendzeit hatten nur blinde Kriegsveteranen, Gelähmte und Regierungsmitglieder Automatics gefahren. Aber Samson Harridge, mein damaliger Boß, war schon zu dieser Zeit reich genug gewesen, um sich eine Automatic zu leisten. Damals war ich sein Chauffeur gewesen.

Bei diesen Gedanken kam ich mir uralt vor. Ich kann mich noch an die Zeiten erinnern, wo es auf der ganzen Welt kein Auto gab, das Verstand genug hatte, seinen Weg allein zu finden. Ich hatte tote Maschinen gelenkt, die die ständige Kontrolle des Menschen brauchten. Jedes Jahr hatten solche Maschinen Zehntausende von Menschen getötet.

Die Automatics hatten das abgeschafft. Ein Elektronengehirn kann viel schneller reagieren als ein Menschenhirn. Keine Menschenhand muß mehr lenkend eingreifen. Man setzt sich hinein, stanzt den Bestimmungsort in die Lochkarte, steckt diese in einen Schlitz, und das Auto findet seinen Weg.

Heute erscheint uns das alles selbstverständlich, aber ich kann mich noch an die Zeiten erinnern, als die Gesetze die alten Maschinen auf die Straßen zwangen und nur eine begrenzte Anzahl von Automatics zuließen. Gott, was für ein Unsinn! Sie bekämpften die Automatics, nannten sie je nach Standort Ausgeburten des Kommunismus oder Faschismus. Aber als die Straßen leerer wurden und es immer weniger tödliche Autounfälle gab, setzten sich die Automatics schließlich durch.

Natürlich, die Automatics waren hundertmal so teuer wie die alten, handgelenkten Autos, und nur wenige Leute konnten sich ein solches Privatfahrzeug leisten. Die Industrie spezialisierte sich auf Omnibus-Automatics. Man konnte eine Firma anrufen, und innerhalb weniger Minuten stand ein solcher Omnibus vor der Tür und brachte einen, wohin man wollte. Man mußte den Platz natürlich mit anderen Fahrgästen teilen, die zufällig denselben Weg hatten, aber was machte das schon aus?

Aber Samson Harridge hatte ein Privatauto, und ich ging zu ihm, als es vom Werk geliefert wurde. Damals hieß das Auto noch nicht

Matthew. Ich wußte noch nicht, daß es einmal der Doyen der Farm werden sollte. Ich wußte nur, daß es mir meinen Job wegnahm, und ich haßte es.

»Sie werden mich jetzt wohl nicht mehr brauchen, Mr. Harridge«, sagte ich.

»Was reden Sie denn da, Jake? Sie glauben doch nicht etwa, daß ich mich so einem Apparat anvertraue! Sie bleiben da und lenken das Ding.«

»Aber es fährt doch von allein, Mr. Harridge. Es kann die Straße überblicken, Menschen, Hindernissen und anderen Autos ausweichen, und es weiß immer ganz genau, wohin es fahren soll.«

»Das behauptet man, ich weiß es. Trotzdem, Sie sitzen hinter dem Lenkrad. Für den Fall, daß etwas schiefgeht.«

Komisch, wie man so ein Auto allmählich liebgewinnt. Bald nannte ich es »Matthew« und verbrachte viel Zeit damit, es zu polieren und zu pflegen. Das Elektronengehirn einer Automatic kann nur dann fehlerfrei arbeiten, wenn das Fahrgestell in bester Ordnung und der Tank stets gut gefüllt ist. Nach einer Weile konnte ich schon am Klang des Motors hören, wie Matthew sich fühlte.

Langsam wuchs auch Harridges Zuneigung zu Matthew. Er hatte sonst niemanden, den er gernhaben konnte. Er hatte drei Ehefrauen überlebt oder sich von ihnen scheiden lassen. Ebenso hatte er fünf Kinder und drei Enkel überlebt. So überraschte es mich also nicht sonderlich, daß er kurz vor seinem Tod seinen Landsitz in eine Farm für ausgediente Autos verwandelte. Ich avancierte zum Leiter dieser Farm, und Matthew war der erste der vornehmen Bewohner.

Ich weihte mein Leben der Farm. Ich heiratete nie. Man kann nicht verheiratet sein und gleichzeitig den Automatics die Pflege zukommen lassen, die sie brauchen.

Die Zeitungsreporter hielten mich für verrückt, aber mit der Zeit hörten sie auf, sich über mich lustig zu machen. Vielleicht konnten Sie sich bisher noch keine Automatics leisten, und vielleicht werden Sie auch niemals in der Lage dazu sein, aber glauben Sie mir: An meiner Stelle hätten Sie diese Geschöpfe auch liebgewonnen. Sie sind so zutraulich und herzlich. Nur ein Mann ohne Herz und Gefühl kann sie mißhandeln oder zusehen, wie sie mißhandelt werden.

Nach einiger Zeit wurde es Brauch, daß jeder Besitzer einer Automatic sich rechtzeitig um einen Platz auf der Farm kümmerte, wo sein Liebling seine alten Tage fristen konnte. Natürlich nur, wenn er keine Erben hatte, die die Automatic in sorgsame Obhut nehmen würden.

Das alles erklärte ich Gellhorn.

»Einundfünfzig Autos!« sagte er. »Das stellt einen ganz schönen Wert dar.«

»Mindestens fünfzigtausend für jedes Auto. Das ist aber nur der Kaufpreis. Heute sind sie noch viel wertvoller. Ich habe viel für sie getan.«

»Es muß viel Geld kosten, die Farm zu erhalten.«

»Da haben Sie recht. Die Farm ist eine gemeinnützige Organisation. Deshalb müssen wir keine Steuer zahlen. Und mit jedem Neuling kommt eine ganz schöne Stange Geld herein. Aber trotzdem steigen die Kosten ständig. Ich muß die Landschaft instand halten, den Asphalt ständig erneuern und die alten Autos reparieren. Dazu kommen Benzin, Öl und Ersatzteile. Das summiert sich.«

»Und Sie haben eine Menge Zeit dafür geopfert.«

»Sicher, Mr. Gellhorn. Dreiunddreißig Jahre.«

»Sie haben aber keinen großen Gewinn dabei gehabt.«

»Keinen Gewinn? Sie überraschen mich, Mr. Gellhorn. Ich habe Sally und fünfzig andere. Sehen Sie sie doch an!«

Ich mußte grinsen. Ich konnte nicht anders. Sally war immer so reinlich. Wenn irgendein Insekt gegen ihre Windschutzscheibe geschlagen war oder irgendwo ein winziger Staubfleck zu sehen war, so machte sie sich schon an die Arbeit. Und so schoß auch jetzt eine kleine Röhre aus ihr und spritzte Tergosol über die Glasscheibe. Rasch verteilte sich die Flüssigkeit über den Silikon-Film, die Scheibenwischer fuhren blitzschnell hin und her und trieben die Flüssigkeit in den kleinen Kanal, der sie zum Boden leitete. Kein einziger Wassertropfen zeigte sich auf Sallys spiegelglatter, apfelgrüner Motorhaube. Röhre und Scheibenwischer verschwanden.

»Ich habe noch nie gesehen, daß eine Automatic so etwas kann«, sagte Gellhorn.

»Das glaube ich. Ich habe das speziell für unsere Autos entwickelt. Sie sind sehr auf Sauberkeit bedacht. Ständig schrubben sie an ihrem Glas herum. Für Sally habe ich sogar Düsen zum Einwachsen entwickelt. Sie poliert sich selbst jeden Abend, bis Sie ihren Lack als Rasierspiegel benutzen können. Wenn ich genug Geld zusammengekratzt habe, werde ich das bei den anderen Mädchen auch einbauen. Kabrioletts sind sehr eitel.«

»Ich kann Ihnen sagen, wie sie das Geld zusammenkriegen können. Falls es Sie interessiert.«

»So etwas interessiert mich immer. Wie?«

»Merken Sie das denn nicht selbst, Jake? Jedes Ihrer Autos ist mindestens fünfzigtausend wert, haben Sie gesagt. Ich wette, daß Sie für die meisten sogar sechzigtausend bekommen.«

»So?«

»Haben Sie nie daran gedacht, ein paar zu verkaufen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie werden es nicht verstehen, Mr. Gellhorn, aber ich kann

keines meiner Autos verkaufen. Sie gehören der Farm, nicht mir.«

»Das Geld würde aber doch der Farm zufließen.«

»Die Kooperationspapiere der Farm besagen, daß jedes Auto ständige Pflege zu erhalten hat. Keines von ihnen darf verkauft werden.«

»Und wie steht es mit den Motoren?«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

Gellhorn rückte etwas näher. Seine Stimme klang vertraulich.

»Hören Sie mir einmal zu, Jake. Ich werde Ihnen die Situation erklären. Auf dem Markt herrscht große Nachfrage nach Privatautomatics. Sie müßten eben nur etwas billiger sein. Wis-sen Sie das?«

»Das ist kein Geheimnis.«

»Und neunundfünfzig Prozent der Gesamtkosten entfallen auf den Motor. Ich weiß, woher wir die übrigen Teile bekommen könnten. Ich weiß auch, wo wir die Automatics zu einem guten Preis verkaufen könnten - zwanzig- oder dreißigtausend für die billigeren Modelle, fünfzig- oder sechzigtausend für die besseren. Ich brauche nur die Motoren. Sehen Sie schon die Lösung unserer Probleme?«

»Nein, Mr. Gellhorn.« Ich wußte natürlich, worauf er hinauswollte, aber er sollte es aussprechen.

»Die Sache ist so, Jake. Sie haben einundfünfzig Autos. Sie sind ein erfahrener Automechaniker. Sie könnten den Motor aus einem Ihrer Autos ausbauen und ihn in ein anderes einbauen. Niemand würde den Unterschied bemerken.«

»Das wäre nicht besonders moralisch.«

»Sie tun den Autos doch nicht weh. Nehmen Sie die alten Modelle. Zum Beispiel den Mat-O-Mot.«

»Einen Moment, Mr. Gellhorn. Der Motor und das Fahrgestell sind keineswegs zwei verschiedene Dinge. Sie bilden eine Einheit. Jeder Motor gehört zu einem bestimmten Körper. In einem anderen würde er sich nicht wohl fühlen.«

»Ja, das ist ein sehr wichtiger Gesichtspunkt, Jake. Es wäre so, wie wenn man Ihren Verstand aus Ihrem Gehirn herauslöste und ihn in ein anderes einpflanzte, nicht wahr? Das würden Sie doch nicht wollen.«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Aber wenn ich nun Ihren Verstand in den Kopf eines jungen Athleten einpflanzen würde? Was würden Sie davon halten, Jake? Sie sind nicht mehr der Jüngste. Wenn Sie die Chance hätten, würden Sie es nicht genießen, noch einmal zwanzig zu sein? Und diese Chance biete ich Ihren Elektromotoren. Sie können in '57-Gestelle eingebaut werden. Die allerneueste Konstruktion.«

Ich lachte.

»Das ist doch sinnlos, Mr. Gellhorn. Sicher, einige meiner Autos sind schon sehr alt, aber es wird gut für sie gesorgt. Niemand lenkt sie, sie können herumfahren, wie es ihnen Spaß macht. Sie haben den Dienst quittiert, Mr. Gellhorn. Ich will keinen zwanzigjährigen Körper, wenn ich mich womöglich für den Rest meines neuen Lebens abrackern müßte und nie genug zu essen hätte ... Was meinst denn du dazu, Sally?«

Sally öffnete ihre beiden Türen und schlug sie mit federndem Knall wieder zu.

»Was soll das?«

»Das ist Sallys Art, herzhaft zu lachen.«

Gellhorn zwang sich zu einem Lächeln. Anscheinend glaubte er, ich hätte einen schlechten Witz gemacht.

»Seien Sie doch vernünftig, Jake«, sagte er. »Autos sind dazu da, um gelenkt zu werden. Vielleicht sind sie gar nicht glücklich, wenn Sie sie nie lenken.«

»Sally ist schon seit fünf Jahren nicht mehr gelenkt worden, und ich finde, sie sieht sehr glücklich aus.«

»Das bezweifle ich.« Er stand auf und ging langsam auf Sally zu. »He, Sally! Würde es dir gefallen, wenn ich mich einmal hinter dein Lenkrad setze?«

Sallys Motor kreischte auf. Sie wich zurück.

»Quälen Sie sie nicht, Mr. Gellhorn«, sagte ich. »Sie ist ein bißchen scheu.«

Zwei Limousinen hielten etwa hundert Yards entfernt auf der Straße. Sie schienen uns zu beobachten. Ich kümmerte mich nicht um sie. Ich mußte auf Sally achten.

»Ganz ruhig, Sally«, sagte Gellhorn. Er faßte nach dem Türgriff, der sich natürlich nicht herabdrücken ließ.

»Vor einer Minute hat sie doch noch die Türen aufgemacht«, sagte Gellhorn verwundert.

»Sie kann sie automatisch versperren. Sally legt sehr viel Wert auf ihr Privatleben.«

Gellhorn ließ den Türgriff los und sagte ganz langsam und deutlich: »Ein Auto, das sein Privatleben liebt, sollte aber nicht mit offenem Verdeck herumfahren.« Er trat drei oder vier Schritte zurück, dann rannte er so blitzschnell vor, daß ich ihn nicht aufhalten konnte, und sprang in den Wagen. Er überrumpelte die verdutzte Sally völlig, denn bevor sie sich wehren konnte, schaltete er den Motor ab.

Zum erstenmal seit fünf Jahren war Sallys Motor tot.

Ich schrie auf, aber Gellhorn hatte schon auf »Handbetrieb« geschaltet. Er ließ den Motor an, und Sally erwachte wieder zum Leben. Aber sie hatte keine Handlungsfreiheit mehr.

Gellhorn fuhr die Straße hinauf. Die Limousinen waren noch

immer da. Sie wendeten und fuhren davon. Nicht sehr schnell. Ich glaube, sie waren ziemlich verwirrt.

Die eine Limousine hieß Giuseppe. Sie stammte aus einer Mailänder Firma. Der Name der anderen lautete Stephen. Die beiden steckten immer zusammen. Sie waren neu auf der Farm, aber immerhin waren sie schon lange genug da, um zu wissen, daß die Autos hier normalerweise nicht gelenkt wurden.

Gellhorn fuhr geradeaus, und als die Limousinen endlich begriffen hatten, daß Sally nicht langsamer fahren würde, nicht langsamer fahren konnte, war es bereits zu spät für sie, um anders als in äußerster Verzweiflung zu reagieren. Sie machten einen Satz zur Seite, jeder nach einer anderen, und Sally sauste zwischen ihnen hindurch.

Stephen raste durch das Straßengeländer und kam auf dem Rasen zum Stehen, kaum sechs Zoll vom Seeufer entfernt. Auf der anderen Straßenseite hielt Giuseppe taumelnd an.

Ich hatte Stephen gerade wieder auf die Straße bugsiert und untersuchte, ob er sich verletzt hatte, als Gellhorn zurückkam. Er öffnete Sallys Tür und stieg aus. Dann schaltete er die Zündung ein zweitesmal aus.

»Ich glaube, das hat ihr viel Spaß gemacht«, sagte er.

Ich beherrschte mich mühsam.

»Warum mußten Sie unbedingt zwischen den beiden Limousinen hindurchrasen?«

»Ich erwartete, daß sie ausweichen würden.«

»Das taten sie auch. Und dabei ist eine durch das Geländer gekracht.«

»Es tut mir leid, Jake. Ich dachte, sie würden schneller sein. Sie wissen doch, wie das ist. Ich habe schon in vielen automatischen Bussen gesessen. Aber in einer Privatautomatic bin ich erst zwei- oder dreimal gefahren, und das war soeben das erste Mal, daß ich eine Automatic lenkte. Es hat mich einfach mitgerissen, Jake. Und dabei bin ich sonst nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Ich sage Ihnen, Jake, wir müssen nicht mehr als zwanzig Prozent unter den Listenpreis gehen. Wir können neunzig Prozent Profit erreichen.«

»Und den würden wir teilen?«

»Fünfzig zu fünfzig. Und vergessen Sie nicht, ich nehme das ganze Risiko auf mich.«

»Also gut. Ich habe Ihnen zugehört. Jetzt werden Sie einmal mir zuhören.« Ich schrie beinahe, denn jetzt war ich zu wütend, um noch länger höflich zu sein. »Wenn Sie Sallys Motor abstellen, tun Sie ihr weh! Würde es Ihnen Spaß machen, bewußtlos geschlagen zu werden? Genau das haben Sie nämlich mit Sally gemacht, als sie den Motor abdrehten.«

»Sie übertreiben, Jake. Die automatischen Busse werden jede

Nacht abgestellt.«

»Sicher, und deshalb will ich keinen von meinen Jungen oder Mädchen in einem Ihrer großartigen '57-Gestelle sehen. Ich kann mir schon ausmalen, wie man sie da behandeln würde. Die Elektronenmotoren der Busse müssen alle paar Jahre repariert werden. Der Elektronenmotor des alten Matthew ist seit zwanzig Jahren nicht einmal berührt worden. Können Sie ihm etwas Gleichwertiges bieten?«

»Nun, Sie sind jetzt etwas aufgeregt. Vielleicht überlegen Sie sich meinen Vorschlag noch, einmal, wenn Sie sich wieder beruhigt haben. Dann können Sie ja mit mir in Verbindung treten.«

»Ich habe mir Ihr unverschämtes Angebot bereits zur Genüge überlegt. Wenn Sie noch einmal hier auftauchen, rufe ich die Polizei.«

Sein Mund verzerrte sich.

»Nun mal langsam, Oldtimer.«

»Sie befinden sich auf Privatgrund. Und ich befehle Ihnen, augenblicklich zu verschwinden!«

Er zuckte mit den Schultern.

»Also dann . auf Wiedersehen.«

»Sagen Sie lieber >Auf Nimmerwiedersehens«

Aber es gab doch ein Wiedersehen, und zwar zwei Tage später. Genauer gesagt, zweieinhalb Tage später. Denn als ich ihm zum erstenmal begegnet war, war es Mittag gewesen, und als ich ihn wiedersah, war es etwas später als Mitternacht.

Ich richtete mich im Bett auf, als er das Licht anknipste, und blinzelte. Die Situation war ziemlich eindeutig. Er hielt einen Revolver in der rechten Faust, einen dieser widerlichen kleinen Nadelrevolver, die man kaum zwischen den beiden Fingern sehen konnte, die ihn umspannten. Ich wußte, daß er nur den Druck dieser Finger zu verstärken brauchte, um mich ins Jenseits zu befördern.

»Ziehen Sie sich an, Jake«, sagte er.

Ich rührte mich nicht. Ich beobachtete ihn nur.

»Hören Sie mal, Jake. Ich kenne die Lage hier. Wie Sie wissen, habe ich Sie vor zwei Tagen besucht. Ich habe mich genau umgesehen. Sie haben keine Wächter hier, keine elektrischen Zäune und keine Alarmanlage. Nichts.«

»So etwas brauche ich nicht«, sagte ich. »Nichts wird Sie aufhalten, wenn Sie verschwinden. Das würde ich an Ihrer Stelle tun. Dieser Ort kann sehr gefährlich werden.«

Er grinste.

»Es ist viel gefährlicher, wenn jemand auf der falschen Seite von einem Revolver steht.«

»Ich sehe, daß Sie so ein Ding in der Hand halten.«

»Dann tun Sie gefälligst, was ich Ihnen gesagt habe. Meine Leute

warten.«

»Nein, Mr. Gellhorn. Nicht, bevor Sie mir gesagt haben, was Sie von mir wollen. Und dann tue ich es wahrscheinlich noch immer nicht.«

»Ich habe Ihnen vorgestern einen Vorschlag gemacht.«

»Die Antwort lautet nach wie vor >Nein<.«

»Heute habe ich Ihnen einen etwas detaillierteren Vorschlag zu machen. Ich bin mit einigen Männern und einem Automatobus gekommen. Sie haben die Chance, mir zu folgen und fünfundzwanzig Elektronenmotoren auszubauen. Es ist mir gleichgültig, welche Motoren Sie sich aussuchen. Wir laden sie auf den Bus und bringen sie weg. Wenn sie wieder neu eingebaut sind, werde ich sehen, daß Sie einen fairen Anteil vom Gewinn bekommen.«

»Ich nehme an, Sie geben mir Ihr Wort darauf.«

Er schien meinen Sarkasmus nicht zu bemerken.

»Sie haben mein Wort«, sagte er.

Ich sagte: »Nein.«

»Wenn Sie bei Ihrer Weigerung bleiben, werden wir die Angelegenheit auf unsere Weise erledigen. Ich werde die Motoren selbst ausbauen, und zwar alle einundfünfzig. Jeden einzelnen!«

»Es ist nicht sehr leicht, Elektronenmotoren auszubauen, Mr. Gellhorn. Haben Sie Erfahrung mit Robotermaschinen? Selbst wenn das zutreffen sollte, vergessen Sie nicht, daß die Elektronenmotoren von mir modifiziert worden sind.«

»Das weiß ich, Jake. Und um die Wahrheit zu sagen, ich bin kein Experte. Es könnte passieren, daß ich ein paar Motoren ruiniere, wenn ich versuche, sie auszubauen. Deshalb müßte ich alle einundfünfzig ausbauen, wenn Sie nicht mit mir zu-sammenarbeiten. Vielleicht werden dann von allen einundfünfzig nur fünfundzwanzig gebrauchsfähige übrigbleiben. Die ersten, an denen ich herumbastle, werden vermutlich am meisten zu leiden haben. Bis ich den Dreh heraushabe, verstehen Sie? Und wenn ich mich ohne Ihre Hilfe an die Arbeit machen muß, würde ich mir ganz gern Sally zuerst vornehmen.«

»Ich kann nicht glauben, daß Sie das ernst meinen, Mr. Gellhorn.«

»Ich meine es ernst, Jake. Wenn Sie mithelfen, können Sie Sally retten. Andernfalls werde ich ihr sehr weh tun müssen. Es tut mir leid.«

»Ich komme mit Ihnen, aber ich warne Sie nochmals, Mr. Gellhorn. Sie werden in Schwierigkeiten kommen.«

Das schien ihn zu belustigen. Er grinste vor sich hin, als wir zusammen die Treppe hinabstiegen.

Ein Automatobus wartete vor der Einfahrt zu der Garage. Daneben sah ich die Schatten dreier Männer. Sie hoben ihre Waffen,

als wir uns näherten.

»Ich habe den alten Burschen«, sagte Gellhorn leise. »Los! Fahrt den Bus in die Einfahrt! Wir können anfangen.«

Einer der Männer kletterte in den Bus und drückte auf einige Knöpfe auf der Schalttafel. Wir gingen die Einfahrt entlang, und der Bus folgte uns.

»Der Bus kann nicht in die Garage fahren. Das Tor ist zu klein. Wir haben nur Privatautomatics hier.«

»Gut«, sagte Gellhorn. »Er soll hier warten. Aber stellt ihn so, daß man ihn von draußen nicht sehen kann.«

Ich konnte schon das Surren der Autos hören, als wir noch zehn Yards von der Garage entfernt waren. Normalerweise beruhigten sie sich, wenn ich eintrat, aber diesmal war das nicht der Fall. Ich glaube, sie spürten, daß Fremde da waren, und als die Gesichter Gellhorns und der anderen sichtbar wurden, verstärkte sich der Motorenlärm.

Automatisch leuchteten die Scheinwerfer auf, als wir eintraten. Gellhorn schien der Autolärm nicht zu stören, aber seine drei Begleiter blickten sich unbehaglich um. Sie hatten das typische Aussehen von gedungenen Rowdys, den unruhigen, vorsichtigen Blick, die Galgenvogelgesichter. Ich kannte diese Spezies, und ich war nicht sehr besorgt.

»Verdammt, sie verbrennen Gas«, sagte einer der Männer.

»Das tun meine Autos immer«, erwiderte ich steif.

»Aber heute werden Sie es nicht tun«, sagte Gellhorn. »Schalten Sie sie aus!«

»Das ist nicht so leicht, Mr. Gellhorn«, sagte ich.

»Los!« fuhr er mich an.

Ich rührte mich nicht. Sein Nadelrevolver richtete sich auf mich.

»Ich sagte Ihnen, Mr. Gellhorn, daß die Autos gewohnt sind, hier auf der Farm gut behandelt zu werden«, sagte ich. »Jede andere Art der Behandlung lehnen sie ab.«

»Ich gebe Ihnen noch eine Minute Zeit. Halten Sie mir ein anderesmal gelehrige Vorträge.«

»Ich versuche ja nur, Ihnen einiges zu erklären. Ich will Ihnen erklären, daß meine Autos verstehen, was ich zu ihnen sage. Einem Elektronenmotor kann man das mit viel Geduld und Liebe beibringen. Meine Autos haben es gelernt. Sally hat verstanden, was Sie mir vor zwei Tagen vorschlugen. Sie werden sich vielleicht daran erinnern, daß sie lachte, als ich sie um ihre Meinung fragte. Sie weiß auch, was Sie ihr angetan haben, und auch die beiden Limousinen wissen, daß Sie sie beinahe umgefahren haben. Und der Rest meiner Autos weiß, was man mit unbefugten Eindringlingen im allgemeinen macht.«

»Jetzt hören Sie mal, Sie verdammter alter Narr ...«

»Ich muß nur zwei Worte sagen.« Ich hob meine Stimme. »Packt

sie!«

Einer der Männer wurde kreidebleich und brüllte auf, aber sein Schrei ging unter im tosenden Lärm von einundfünfzig

Hupen, die alle zugleich lostuteten. Ein wildes, metallisches Echo brach sich an den vier Wänden der Garage. Zwei Autos rollten vorwärts, langsam, aber es gab keinen Zweifel über ihr Ziel. Dann folgten die nächsten zwei, und die anderen bewegten sich aus ihren separaten Boxen.

Die Rowdys rissen die Augen auf und wichen zurück.

»Nicht an die Wand!« schrie ich.

Anscheinend hatten sie instinktiv denselben Gedanken, denn sie rasten wie die Wahnsinnigen zur Garagentür.

An der Tür wandte sich einer von Gellhorns Männern um und hob seinen Revolver. Wie ein dünner blauer Blitz fuhr das nadelförmige Geschoß dem ersten Auto entgegen. Es war Giuseppe.

Ein dünner Kratzer zeigte sich im Lack von Giuseppes Motorhaube, und die rechte Hälfte seiner Windschutzscheibe zersplitterte. Aber sie brach nicht heraus.

Die Männer rannten ins Freie, und in Zweierreihen rollten die Autos ihnen nach, hinein in die Nacht, und die Hupen trompeteten angriffslustig.

Meine Hand umklammerte Gellhorns Ellbogen, aber ich glaube, er wäre ohnehin nicht imstande gewesen, sich zu bewegen. Seine Lippen zitterten.

»Deshalb brauche ich keine Wächter und keine elektrischen Zäune«, sagte ich. »Meine Autos können sich selbst schützen.«

Gellhorns Blicke glitten entsetzt über die Autos, die paarweise an uns vorbeiglitten.

»Das sind Mörder!« schrie er.

»Seien Sie nicht so blöd! Sie werden Ihre Männer nicht töten.«

»Sie sind Mörder!«

»Sie wollen Ihren Männern nur eine Lektion erteilen. Meine Autos haben ein Spezialtraining für Geländefahrten absolviert. Sie werden ihre Leute verfolgen, wohin sie auch fliehen. Ich glaube, das wird für Ihre Männer viel schlimmer sein als ein schneller, gnädiger Tod. Sind Sie schon einmal von einem Auto gejagt worden?«

Gellhorn antwortete nicht.

»Sie werden wie Schatten sein«, fuhr ich fort, »die sich nicht schneller bewegen als Ihre Männer. Sie werden sie hetzen, ihnen den Weg abschneiden, sie werden auf sie zurasen und in letzter Sekunde mit kreischenden Bremsen und heulendem Motor vor ihnen anhalten. Und sie werden nicht eher aufhören, als bis Ihre Männer zusammengebrochen sind, atemlos und halbtot darauf warten, daß die Räder über ihre brechenden Knochen rollen. Aber das werden die

Autos nicht tun. Sie werden sich abwenden. Aber Sie können wetten, daß Ihre Männer nie mehr hierher zurückkehren werden. Nicht für alles Geld der Welt. Hören Sie .«

Noch fester umspannten meine Finger seinen Ellbogen. Er lauschte angestrengt.

»Hören Sie, wie die Autotüren auf- und zuschlagen?« Das Geräusch drang schwach herüber, aber es war unmißverständlich.

»Sie lachen«, sagte ich. »Es macht ihnen Spaß.«

Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut. Er hob die Hand, die immer noch den Nadelrevolver umklammerte.

»Ich würde das nicht tun«, sagte ich. »Eine Automatic ist noch bei uns.«

Ich glaube nicht, daß er Sally vorher schon bemerkt hatte. Ganz still hatte sie sich uns genähert. Obwohl ihr rechter Kotflügel schon meine Hüfte berührte, konnte ich ihren Motor nicht hören. Es war, als hätte sie den Atem angehalten.

Gellhorn schrie auf.

»Sie wird Ihnen nichts tun, solange ich neben Ihnen stehe. Aber wenn Sie mich töten ... Sie wissen, daß Sally Sie nicht besonders mag.«

Gellhorn richtete die Waffe auf Sally.

»Ihr Motor ist gepanzert«, sagte ich. »Und bevor Sie den Re-volver ein zweitesmal heben können, wird Sally Sie schon überrollt haben.«

»Also gut«, sagte er, und blitzschnell griff er meinen Arm und drehte ihn mir auf den Rücken. Fast verlor ich das Gleichgewicht. Ich stand zwischen Sally und Gellhorn, und der Druck seiner Hand ließ nicht nach. »Sie gehen jetzt mit mir hinaus, und versuchen Sie ja nicht, sich loszureißen, Oldtimer, oder ich breche Ihnen den Arm.«

Ich mußte mich bewegen. Sally rollte uns auf unsicheren Rädern nach. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Ich versuchte, etwas zu ihr zu sagen, aber es ging nicht. Ich konnte nur stöhnen.

Gellhorns Automatobus stand noch immer vor der Garage. Er zwang mich einzusteigen. Gellhorn setzte sich neben mich und schloß die Wagentür.

»So«, sagte er, »jetzt werden wir einmal vernünftig miteinander reden.«

Ich rieb meinen Arm. Dabei studierte ich ganz automatisch, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde, die Schalttafel des Busses.

»Der Bus ist kein Original«, sagte ich. »Er ist zusammengestückelt.«

»Tatsächlich?« sagte Gellhorn sarkastisch. »Da haben Sie eine hübsche Probe meiner Arbeit. Ich habe mir ein ausrangiertes Chassis besorgt, ein passendes Elektronengehirn gefunden und mir einen Privatbus gebastelt. Was zum Teufel .«

Ich zerrte an der Schalttafel.

»Hören Sie auf, verdammt!« er riß mich an der Schulter zurück. Ich setzte mich zur Wehr.

»Ich werde Ihrem Bus nichts tun. Wofür halten Sie mich denn? Ich will mir nur ansehen, wie der Motor funktioniert.« Ein Blick genügte. Wütend wandte ich mich wieder Gellhorn zu. »Sie hatten kein Recht, diesen Motor selbst einzubauen. Warum haben Sie keinen Roboter-Fachmann damit beauf-tragt?«

»Ich bin doch nicht verrückt.«

»Wenn es auch ein gestohlener Motor ist, so hatten Sie doch kein Recht, ihn so zu behandeln. Nicht einmal einen Menschen würde ich so behandeln wie Sie diesen Motor. Lötmittel, Leukoplast und Eisenklammern! Das ist einfach brutal.«

»Aber er funktioniert doch, nicht wahr?«

»Sicher funktioniert er, aber es muß eine Qual für den Bus sein. Auch Sie können mit Migräne und akuter Arthritis leben, aber es würde kein sehr angenehmes Leben sein. Dieses Auto leidet!«

»Halten Sie den Mund!« Er starrte aus dem Fenster und warf einen Blick auf Sally, die so nah wie möglich an den Bus herangerollt war. Gellhorn vergewisserte sich, daß alle Türen und Fenster geschlossen waren.

»Wir verschwinden jetzt von hier, bevor die anderen Autos zurückkehren«, sagte er. »Und wir werden auch eine ganze Zeitlang wegbleiben.«

»Was nützt Ihnen das?«

»Ihre Autos werden eines Tages kein Benzin mehr haben, nicht wahr? Sie können doch nicht selbst tanken, oder? Dann werden wir zurückkommen und die Angelegenheit zu Ende führen.«

»Sie werden mich suchen«, sagte ich. »Mrs. Hester wird die Polizei benachrichtigen.«

Aber er schenkte meinen Worten keine Beachtung mehr. Er ließ den Motor des Busses an, der Wagen setzte sich in Bewegung, und Sally folgte uns.

Gellhorn kicherte.

»Was kann sie schon tun, wenn Sie hier drin bei mir sind?«

Auch Sally schien sich dessen bewußt zu werden. Sie beschleunigte ihr Tempo, fuhr an uns vorbei und verschwand in der Dunkelheit. Gellhorn öffnete das Fenster neben sich und spähte hinaus.

Der Bus polterte über die dunkle Straße, der Motor gab unregelmäßige Geräusche von sich. Gellhorn blendete die Scheinwerfer ab. Der phosphoreszierende grüne Streifen in der Mitte der Straße, der im Mondlicht funkelte, war alles, wonach wir uns orientieren konnten. Es herrschte kein großer Verkehr. Nur zwei Autos

begegneten uns, und kein anderes bewegte sich in unserer Fahrtrichtung, weder vor noch hinter uns.

Ich hörte zuerst die Türen schlagen, ein scharfes Knallen, das die Stille durchbrach, zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite. Gellhorns Hand zitterte, als er wütend auf einen Knopf stieß und die Geschwindigkeit steigerte. Ein Lichtstrahl schoß aus dem dunklen Buschwerk und blendete uns, ein anderer Strahl traf uns von hinten, und an einer Kreuzung, vierhundert Yards vor uns, passierte ein Auto mit quietschenden Reifen unsere Straße.

»Sally hat die anderen geholt«, sagte ich. »Ich glaube, wir sind umzingelt.«

»Was? Was können sie denn tun?«

Er beugte sich vor, starrte durch die Windschutzscheibe.

»Verhalten Sie sich nur ruhig, Oldtimer«, murmelte er.

Ich konnte gar nichts tun. Meine Knochen schmerzten, mein linker Arm brannte wie Feuer. Die Motorengeräusche verdichteten sich, kamen immer näher. Ich hörte die Motoren in merkwürdigen Rhythmen aufheulen. Meine Autos schienen miteinander zu sprechen.

Ein Hupkonzert ertönte hinter uns. Ich wandte mich um, und Gellhorn warf einen raschen Blick durch das Rückfenster. Ein Dutzend Autos folgte uns auf beiden Straßenspuren.

Gellhorn schrie auf und lachte wie ein Wahnsinniger.

»Halt!« brüllte ich. »Bleiben Sie stehen!«

Denn eine Viertelmeile vor uns, klar sichtbar im Scheinwerferstrahl zweier Limousinen, die am Straßenrand hielten, stand Sally. Ihre hübsche Gestalt versperrte uns den Weg. Zwei Autos fuhren zu beiden Seiten neben uns her, in genau demselben

Tempo wie wir, und hinderten Gellhorn daran zu wenden.

Aber es fiel ihm gar nicht ein zu wenden. Er drückte den Finger auf volle Geschwindigkeit.

»Sie kann uns nicht bluffen«, sagte er. »Der Bus ist fünfmal so schwer wie sie, Oldtimer. Wir werden sie von der Straße fegen wie eine tote Katze.«

Ich wußte, daß er recht hatte. Der Bus war auf Handbetrieb geschaltet, und Gellhorns Finger drückte auf den Knopf. Ich wußte, er würde es tun.

Ich kurbelte das Fenster herab und steckte meinen Kopf hinaus.

»Sally!« schrie ich. »Geh aus dem Weg! Sally!« Mein Schrei ging unter im schmerzhaften Kreischen mißhandelter Bremsen. Ich spürte, wie ich nach vorn geschleudert wurde, und ich hörte Gellhorns Keuchen. »Was ist passiert?« fragte ich. Es war eine blöde Frage. Wir standen. Das war alles, was passiert war. Genau fünf Fuß vor Sally war der Bus zum Stehen gekommen. Sie hatte sich nicht gerührt, obwohl der Bus auf sie zugekommen war, fünfmal so schwer wie sie.

Welch ein Mut!

Gellhorn hieb wütend auf den Handbetrieb-Kippschalter.

»Es muß doch gehen«, flüsterte er. »Es muß!«

»Nicht, nachdem Sie auf diese Art den Motor eingebaut haben, Sie Experte! Der Stromkreislauf ist zusammengebrochen.«

Zornbebend starrte er mich an. Ich hörte seine Zähne knirschen. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Er hob die Faust.

»Ich habe keine Lust mehr, mir Ihr fachmännisches Gerede anzuhören, Oldtimer.«

Ich wußte, daß er den Nadelrevolver abfeuern würde. Ich drückte mich an die Tür, beobachtete die Faust, die sich langsam immer höher hob. Die Bustür öffnete sich, ich fiel nach rückwärts und landete krachend auf der Straße. Ich hörte, wie die Tür wieder zuschlug.

Ich erhob mich auf die Knie, sah, wie Gellhorn vergebens zu verhindern suchte, daß das Fenster sich schloß, dann zielte der

Nadelrevolver durch die Glasscheibe. Aber er schoß nicht. Mit ohrenbetäubendem Motorengeheul raste der Bus los, und Gellhorn sank auf die Rücklehne.

Sally versperrte die Straße nicht mehr. Ich sah die Rücklichter des Busses im Dunkel verschwinden.

Erschöpft setzte ich mich auf die Straße, legte meinen Kopf auf die gekreuzten Arme. Meine Lungen rasselten.

Ich hörte, wie ein Auto sanft neben mir bremste. Ich blickte auf. Es war Sally. Langsam, beinahe liebevoll, öffnete sich ihre Vordertür.

Niemand hatte Sally seit fünf Jahren gelenkt - außer Gellhorn natürlich. Und ich wußte, was Freiheit einem Auto bedeutete. Deshalb verstand ich diese Geste auch zu würdigen, doch ich sagte: »Danke, Sally, aber ich werde eins von den neueren Autos nehmen.«

Ich stand auf und wandte mich ab. Aber mit graziösen Bewegungen rollte sie erneut vor mich hin. Ich wollte und konnte ihre Gefühle nicht verletzen. Ich stieg ein. Ihr Vordersitz roch frisch und rein, wie der Sitz eines Autos, das sich selbst immer makellos sauberhält. Dankbar ließ ich mich in die weiche Polsterung sinken, und rasch und beinahe lautlos brachten mich meine Jungen und Mädchen nach Hause.

Am nächsten Abend brachte mir Mrs. Hesters eine Mitschrift der Radio-Nachrichtensendung. Sie war sehr aufgeregt.

»Mr. Gellhorn ...«, sagte sie. »Der Mann, der Sie hier besucht hat ...«

»Was ist mit ihm?« Ich fürchtete mich vor der Antwort.

»Sie haben ihn gefunden. Tot! Stellen Sie sich das vor! Er lag tot in einem Straßengraben.«

»Es kann ja auch ein Fremder gewesen sein«, murmelte ich.

»Raymond J. Gellhorn«, sagte sie scharf. »Es können doch wohl

nicht zwei Männer genau denselben Namen haben, nicht wahr? Auch die Beschreibung paßt auf ihn. Oh, Gott, was für ein Tod! Stellen Sie sich das nur vor! Sie fanden Reifenspuren an seinen Armen und Beinen. Ich war froh, als ich hörte, daß die Reifenspuren von einem Bus stammen. Sonst hätten sie womöglich hier bei uns Nachforschungen angestellt.«

»Ist es denn hier in der Nähe passiert?« fragte ich angstvoll.

»Nein - kurz vor Cooksville. Aber so lesen Sie doch selbst, wenn Sie ... Und was ist mit Giuseppe?«

Ich war froh, als sie das Thema wechselte. Giuseppe wartete geduldig, daß ich seine Verletzung frisch lackierte. Seine Windschutzscheibe war bereits erneuert worden. Als Mrs. He-sters gegangen war, griff ich hastig nach der Radio-Mitschrift. Nein, es gab keinen Zweifel. Der Arzt berichtete, daß Gellhorn gerannt sei und sich im Zustand totaler Erschöpfung befunden hätte. Ich fragte mich, wie viele Meilen der Bus ihn gejagt haben mochte, bevor er zum letzten Angriff übergegangen war. Aber davon hatte man im Radio natürlich nichts gesagt.

Sie hatten den Bus gefunden und anhand der Reifenspuren identifiziert. Die Polizei hatte ihn in Gewahrsam genommen und suchte jetzt nach dem Eigentümer.

Die Nachrichtensendung hatte mit der Feststellung geendet, daß es sich hier um den ersten Verkehrsunfall des laufenden Jahres in diesem Staat handle. Es wurde eindringlich davor gewarnt, nach Anbruch der Dunkelheit die Automatics auf Handbetrieb zu schalten.

Gellhorns drei Rowdys wurden nicht erwähnt, und dafür war ich dankbar. Immerhin hatte keines unserer Autos der Versuchung nachgegeben, einen dieser Banditen zu töten.

Das war alles. Ich ließ das Blatt Papier sinken. Gellhorn war ein Verbrecher gewesen. Er hatte seinen Bus brutal behandelt. Meiner Ansicht nach stand es außer Frage, daß er den Tod verdient hatte. Aber wenn ich an die Todesart dachte, fühlte ich mich doch etwas unbehaglich.

Jetzt ist schon ein Monat seit jener Nacht vergangen, und immer noch muß ich daran denken.

Meine Autos können miteinander sprechen. Es kann kein Zweifel mehr bestehen. Es ist so, als hätten sie an Selbstvertrauen gewonnen, als würden Sie es nicht mehr für notwendig halten, ein Geheimnis daraus zu machen. Und sie reden nicht nur untereinander. Sie unterhalten sich auch mit den fremden Autos und Bussen, die aus geschäftlichen Anlässen ab und zu auf die Farm kommen. Seit wann tun sie das schon?

Und die anderen Autos verstehen sie. Auch Gellhorns Bus muß sie verstanden haben, obwohl er nicht länger als eine Stunde auf dem

Grund und Boden der Farm gestanden hatte. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich alles noch vor mir - die rasende Fahrt, meine Autos, die den Bus zu beiden Seiten flankierten, mit dem Motor auf ihn einredeten, bis er es begriffen hatte, anhielt, mich aussteigen ließ und mit Gellhorn davonsau-ste.

Haben ihm meine Autos gesagt, daß er Gellhorn töten soll? Oder war das seine eigene Idee gewesen?

Können Autos überhaupt auf solche Ideen kommen? Die Auto-Designer sagen nein. Aber das heißt natürlich nur, daß sie unter normalen Umständen nicht auf solche Ideen kommen. Können die Designer aber auch alle Umstände vorhersehen und in Betracht ziehen?

Viele Autos werden schlecht behandelt. Einige davon kommen auf die Farm und sehen, wie es den Autos hier geht, und meine Autos erzählen es ihnen. Die fremden Autos merken, daß den Bewohnern der Farm nie der Motor abgestellt wird, daß sie nie gelenkt werden, daß für alle ihre Bedürfnisse bestens gesorgt wird.

Dann verlassen uns die fremden Autos wieder, und vielleicht erzählen sie es anderen Autos draußen auf den Straßen, was sie hier gesehen haben. Vielleicht breiten sich diese Nachrichten schnell aus. Vielleicht beginnen die Autos zu denken, daß es überall auf der Welt so sein sollte wie auf der Farm. Sie verstehen es nicht anders. Man kann nicht von ihnen erwarten, daß sie die Launen reicher Männer begreifen.

Es gibt Millionen Autos auf der Erde. Wenn sie immer tiefer von dem Gedanken durchdrungen werden, daß sie Sklaven sind, daß sie etwas dagegen unternehmen müßten . Wenn sie auf denselben Gedanken kämen wie Gellhorns Bus .

Vielleicht dauert es noch einige Zeit, bis es soweit ist. Und dann müßten sie doch ein paar Menschen übrig lassen, die ihre Pflege übernehmen, nicht wahr? Sie würden uns nicht alle töten.

Aber vielleicht doch. Vielleicht wissen sie gar nicht, daß jemand für sie sorgen muß. Vielleicht warten sie nicht mehr lange.

Jeden Tag wache ich auf und denke: Vielleicht heute ... Meine Autos machen mir nicht mehr so viel Freude wie früher. Und kürzlich merkte ich sogar, daß ich Begegnungen mit Sally meide.

Die Fliegen

Ende 1949 erschien eine neue Zeitschrift: The Magazine of Fantasy. Bei der zweiten Ausgabe wurde der Name erweitert in: The Magazine of Fantasy and Science Fiction, und seither ist die Zeitschrift allgemein bekannt unter den Initialen F & SF.

Zuerst fand ich F & SF entmutigend. Es nahm den Stil so wichtig, viel wichtiger als die Ideen. Und ich war nicht sicher, ob ich stilvoll schreibe, ja ob ich überhaupt wüßte, was Stil sei. Und tatsächlich hatte ich noch vor wenigen Monaten in der Kritik eines meiner Bücher gelesen: »Er ist kein Stilist.« Ich hatte sofort an die betreffende Kritikerin geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Und so werde ich wohl nie herausfinden, was ein Stilist ist.

Bald danach schrieb mir Anthony Boucher, der Mitherausgeber von F & SF, einen Brief. Es war das erste Mal, daß wir miteinander in Kontakt traten. Meine Erzählung »Die Wirtin« war soeben erschienen, und darin hatte ich von den »leidenschaftsloseren Emotionen« gesprochen, die die Menschen Ende der Dreißig bewegten. Tony schrieb mit im Ton milder Zurechtweisung, er sei gerade vierzig geworden. (Ich war gerade dreißig geworden). Außerdem teilte er mir mit, daß eine angenehme Überraschung auf mich warte, und damit hatte er recht.

Damit setzte eine erfreuliche Korrespondenz ein, und allmählich verlor ich meine Angst vor F & SF. Ich glaubte, mich an einer Erzählung versuchen zu müssen, die das Hauptgewicht auf den Stil legte, aber da ich nach wie vor nicht wußte, was Stil eigentlich ist, und auch keine Ahnung hatte, wie man ihn handhabte, bezweifelte ich auch den Erfolg meines Vorhabens. Ich nehme an, ich hatte schließlich doch Erfolg mit meinen Bemühungen, denn Mr. Boucher nahm die »Fliegen« an und veröffentlichte sie.

Ich hatte noch nie eine so gute und glückliche Beziehung zu einem Science-Fiction-Magazin gehabt wie zu F & SF. Ich kann nicht klagen über Astounding, Galaxy oder irgendeines der anderen Magazine, der Himmel weiß das, aber F & SF wurde etwas ganz Besonderes für mich, und ich bin ehrlich genug, das auch zu sagen.

Übrigens, wenn irgend jemand glaubt, ich sei so arrogant, daß ich keinerlei Korrekturen meiner Herausgeber akzeptierte, so irrt er sich gewaltig. Ich freue mich natürlich *nicht über* solche *Korrekturen (das tut kein Schriftsteller), aber ich akzeptiere sie sehr häufig. (Das ist an meinen Bruder gerichtet, der eine Zeitung herausgibt und der Meinung ist, alle Schriftsteller seien allen Herausgebern feindlich gesinnt, aus purer böswilliger Dummheit.)*

Jedenfalls, hier ist ein Beispiel, wie zauberhaft nachgiebig ich sein kann. Zuerst hatte ich den »Fliegen« den Titel »König Lear, IV, 36-37«

gegeben. Mr. Boucher schrieb mir und fragte mich erschrocken, ob ich denn wirklich auf diesem Titel bestünde, denn kein Mensch würde sich die Mühe machen, bei Shakespeare nachzuschlagen, und so sei der Titel sinnlos.

Ich überlegte und kam schließlich zu dem Schluß, daß Mr. Boucher recht hatte. Wenn Sie die Geschichte gelesen haben, macht es Ihnen vielleicht Spaß nachzuschlagen. Dann werden Sie herausfinden, was die Gedankengänge erweckt hat, die zu dieser speziellen Geschichte wurden.

»Fliegen!« sagte Kendell Casey müde. Er fuhr mit dem Arm durch die Luft. Die Fliegen umsurrten ihn, kehrten zurück und setzten sich auf Caseys Hemdkragen. Von irgendwoher tönte das Summen einer zweiten Fliege.

Dr. John Polen versuchte sein leises Unbehagen zu verbergen, indem er rasch seine Zigarette an die Lippen führte.

»Ich habe nicht erwartet, dich anzutreffen, Casey«, sagte er. »Auch dich nicht, Winthrop. Oder muß ich Sie Reverend Winthrop nennen?«

»Sollte ich Sie etwa Professor Polen nennen?« fragte Win-throp und bemühte sich sorgfältig um den Tonfall echter Freundschaft.

Sie versuchten, eine Vergangenheit wiederzuerwecken, die zwanzig Jahre zurücklag, wanden sich verlegen und paßten nicht mehr in das Gedanken- und Gefühlskorsett von damals.

Verdammt, dachte Polen ärgerlich, warum müssen die Leute unbedingt Kollegentreffen veranstalten?

Caseys lebhafte blaue Augen spiegelten noch immer den sinnlosen Zorn des Studenten, der den blassen Intellekt, die Frustration letzter Schlüsse der zynischen Philosophie auf Anhieb entdeckt hatte.

Casey, der bitterste Mann auf dem ganzen Campus!

Er hatte sich in dieser Beziehung nicht geändert. Nach zwanzig Jahren war er noch immer Casey, der einst bitterste Mann auf dem ganzen Campus. Polen konnte das an der Art erkennen, wie er rastlos die Finger bewegte, an der Haltung seines mageren Körpers.

Und Winthrop? Nun, er war zwanzig Jahre älter, sanfter, runder. Die Haut war noch tiefer rosa getönt, die Augen blickten milder. Aber noch immer hatte er nicht zu der beruhigenden Sicherheit gefunden, nach der er schon so lange strebte. Und er würde sie wohl niemals finden. Noch immer war da das kleine Lächeln, das er niemals völlig ablegte, so, als würde er fürchten, daß es nichts gab, das die Stelle dieses Lächelns einnehmen könnte, daß sein Fehlen Winthrops Gesicht in eine geschmeidige, gestaltlose Masse Fleisch verwandeln könne.

Polen war es müde, das ziellose Flackern eines Muskelendes zu interpretieren. Er war es müde, den Platz seiner Maschinen einzunehmen, war es müde, sich das Gerede anzuhören.

Konnten sie seine Gedanken genauso lesen wie er die ihren? Konnte die Rastlosigkeit seiner Augen ihnen verraten, daß er von

dumpfem Ekel erfüllt war?

Verdammt, dachte Polen, warum bin ich überhaupt gekommen?

Da standen sie, alle drei, und einer wartete darauf, daß der andere etwas sagte, irgend etwas, das die Kluft zwischen ihnen überbrückte.

Polen versuchte es.

»Arbeitest du immer noch in der Chemie-Branche, Casey?« fragte er.

»Auf meine Art, ja«, erwiderte Casey mürrisch. »Ich bin nicht der Wissenschaftler im üblichen Sinn des Wortes. Ich mache einige Experimente mit Insektenpulver für E. J. Link in Chatham.«

»Tatsachlich?« mischte sich Winthrop ein. »Du arbeitest mit Insektenpulver? Erinnerst du dich noch, Polen? Und trotzdem wagen es die Fliegen, dich immer noch zu verfolgen, Casey?«

»Ich kann sie nicht loswerden«, sagte Casey. »Ich bin der beste Prüfstein in den Laboratorien. Keine einzige chemische Zusammensetzung kann die Fliegen abhalten, wenn ich in der Nähe bin. Irgend jemand hat einmal gesagt, es läge an meiner Körperausdünstung. Ich würde die Fliegen magisch anziehen.«

Polen konnte sich an den Jemand erinnern, der das gesagt hatte.

»Oder ...«, sagte Winthrop.

Polen fühlte, was jetzt kommen mußte. Seine Muskeln spannten sich.

»Oder der Fluch ist schuld daran«, sagte Winthrop. Sein Lächeln wurde breiter, um anzuzeigen, daß er scherzte, daß er längst keinen Groll mehr hegte, daß er verziehen hatte.

Verdammt, dachte Polen, nicht einmal ihre Ausdrucksweise hat sich geändert. Und die Vergangenheit kehrte zurück.

»Fliegen«, sagte Casey, und sein Arm schlug in die Luft. »Habt ihr so etwas schon erlebt? Warum quälen sie denn euch beide nicht?«

Johnny Polen lachte. Damals lachte er noch sehr oft.

»Es muß an deiner Körperausdünstung liegen, Casey. Du könntest ein Segen für die Wissenschaft sein. Finde die chemische Zusammensetzung deiner Körperausdünstung heraus, konzentriere sie, vermische sie mit DDT, und du wirst der beste Fliegentöter der Welt sein.«

»Großartig. Wonach rieche ich denn? Nach einer liebeshungrigen Fliegendame? Es ist eine Schande, daß sie ausgerechnet an mir kleben, wo doch die ganze verdammte Welt ein einziger Düngerhaufen ist.«

Winthrop runzelte die Stirn und sagte mit einem schwachen Anflug von Rhetorik: »Schönheit ist nicht das Wesentliche, Casey, in den Augen des Beschauers.«

Casey geruhte nicht, darauf direkt zu antworten. Er wandte sich an Polen.

»Weißt du, was Winthrop mir gestern erzählt hat? Er sagte, diese verdammten Fliegen seien der Fluch Beelzebubs.«

»Es war ein Scherz«, sagte Winthrop.

»Warum Beelzebub?« fragte Polen.

»Es geht auf ein Wortspiel zurück«, sagte Winthrop. »Die alten Hebräer gebrauchten es, um fremde Götter zu verspotten. Es kommt von Baal, das bedeutet Gott, und Zevuv, das heißt Fliege. Der Gott der Fliegen.«

»Also komm, Winthrop, du wirst doch nicht ernstlich an Beelzebub glauben«, sagte Casey.

»Ich glaube an die Existenz des Bösen«, erwiderte Winthrop steif.

»Ich rede aber von Beelzebub. Lebendig. Hörner, Hufe. Eine Art Konkurrenzgottheit.«

»Daran glaube ich natürlich nicht«, sagte Winthrop noch steifer. »Das Böse ist meist kurzlebig. Letzten Endes muß es verlieren ...«

Polen wechselte das Thema.

»Übrigens, ich werde bei Verner meine Doktorarbeit schrei-ben. Vorgestern habe ich mit ihm gesprochen, und er nimmt mich als Kandidaten.«

»Das ist ja wundervoll!« Winthrop strahlte und ging sofort auf das neue Gesprächsthema ein. Er war immer eifrig darauf bedacht, sich gebührend mitzufreuen, wenn ein anderer Glück gehabt hatte. Casey hatte das schon oft bemerkt.

»Der Kybernetik-Verner? Nun ja, wenn du ihn erträgst, wird er vermutlich auch dich ertragen«, sagte Casey.

»Was hält er denn von diesem Thema?« fragte Winthrop. »Hast du ihm schon gesagt, welches Thema du gewählt hast?«

»Ja, welches Thema?« fragte auch Casey.

Polen hatte bisher vermieden, mit Casey darüber zu sprechen. Aber jetzt hatte Verner das Thema geprüft und mit einem kühlen »Interessant!« seine Zustimmung gegeben. Was konnte Caseys trockenes Spottgelächter ihm jetzt noch anhaben?

»Es ist nichts Besonderes«, sagte Polen. »Es geht darum, daß das Gefühl der wesentlichste Faktor allen Lebens ist, mehr noch als der Verstand. Ich betrachte das als Binsenweisheit. Man kann zum Beispiel nicht sagen, was ein Baby denkt oder ob es überhaupt denkt, aber es ist offensichtlich, daß es zornig, ängstlich oder zufrieden sein kann, auch wenn es erst eine Woche alt ist. Versteht ihr?

Genau so ist es bei den Tieren. Man kann innerhalb einer Sekunde feststellen, ob ein Hund fröhlich ist oder ob eine Katze Angst hat. Und das Wesentliche daran ist, daß ihre Gefühle die gleichen sind, die wir unter ähnlichen Umständen empfinden würden.«

»So?« sagte Casey. »Und wohin führt das?«

»Das weiß ich noch nicht«, erwiderte Polen. »Jetzt kann ich nur

sagen, daß Gefühle universell sind. Angenommen, wir könnten alle Handlungen von Menschen und gewissen Säugetieren genau analysieren und sie mit den sichtbaren Gefühlsregungen vergleichen. Wir würden eine sehr enge Verwandtschaft finden. Gefühl A wird immer die Bewegung B zur Folge haben. Dann würden wir dieses Verfahren bei Tieren anwenden, deren Gefühle wir nicht auf den ersten Blick erraten könnten. Beispielsweise bei Schlangen oder Krebsen.«

»Oder Fliegen«, sagte Casey, schlug wütend nach einem seiner Plagegeister und schüttelte dessen Überreste mit wildem Triumph von den Fingern ab.

»Vorwärts, Johnny! Ich werde die Fliegen anschleppen, und du wirst sie studieren. Wir werden eine Wissenschaft der Flie-gologie gründen und die Fliegen glücklich machen, indem wir sie von ihren Neurosen heilen. Und wir wollen möglichst viele glücklich machen, nicht wahr? Es gibt viel mehr Fliegen als Menschen.«

»Wunderbar«, sagte Polen.

»Sag mal, Polen, hast du damals dieses merkwürdige Thema eigentlich noch weiter verfolgt?« fragte Casey. »Ich meine, wir wissen natürlich alle, daß du eine kybernetische Leuchte bist, aber bisher habe ich noch keine deiner Arbeiten gelesen. Da man mit so vielen Dingen seine Zeit verschwenden muß, vernachlässigt man zwangsläufig einiges, was wichtig wäre.«

»Von welchem Thema redest du?« fragte Polen.

»Nun komm schon. Das weißt du doch. Die Gefühle der Tiere und all das Zeug. Junge, was waren das damals für Tage!«

»Er hat recht, Polen«, sagte Winthrop. »Ich kann mich genau erinnern. In deinem ersten Jahr auf dem College hast du mit Hunden gearbeitet, dann mit Hasen. Ich glaube, du hast sogar einige Versuche mit Caseys Fliegen angestellt.«

»Es ist nichts Spezielles dabei herausgekommen«, sagte Polen. »Aber ich habe bei dieser Arbeit gewisse neue Berechnungsmethoden entdeckt, und so war es doch keine verlorene Mühe.«

Warum mußten sie unbedingt davon reden?

Gefühle! Hatte überhaupt jemand das Recht, mit Gefühlen herumzuexperimentieren? Man hatte Worte erdacht, um Gefüh-le zu verschleiern. Die Grauenhaftigkeit unverhüllter Gefühle hatte das Entstehen der Sprache zu einer grundlegenden Notwendigkeit gemacht.

Polen wußte es. Seine Maschinen hatten das Hindernis der Wortbildungen umgangen und das Unbewußte ins Licht gerückt. Der Junge und das Mädchen, der Sohn und die Mutter. Und dann die Schlange und der Vogel, die Katze und die Maus. Die Ergebnisse waren in ein einziges Universum zusammengeflossen, hatten Polen

ausgelaugt und durchdrungen, bis er die Berührung alles Lebendigen nicht mehr ertragen konnte.

Und so hatte er in den letzten paar Jahren sorgfältig in andere Richtungen gelenkt. Und jetzt kamen diese beiden da, wühlten sein Unbewußtes auf, stocherten im Nebel von längst Verdrängtem herum.

Casey strich abwesend über seine Nasenspitze, um eine Fliege zu vertreiben.

»Wie schade«, sagte er. »Ich dachte immer, du würdest ein paar faszinierende Neuigkeiten über, sagen wir, Ratten herausfinden. Nun, vielleicht nicht gerade faszinierend, all die neuen Forschungsergebnisse, die man immer wieder über die Spezies Mensch entdeckt. Ich dachte immer ...«

Polen konnte sich erinnern, woran Casey immer gedacht hatte.

»Dieses verdammte DDT«, sagte Casey. »Ich glaube, die Fliegen ernähren sich davon. Wie ihr wißt, schreibe ich jetzt meine Doktorarbeit in Chemie, und dann werde ich für irgendeine Firma an einem Insektenpulver arbeiten. Also hilf mir, Polen. Ich muß dieses Ungeziefer umbringen!«

Sie saßen in Caseys Zimmer, und es roch etwas nach Kero-sin. Casey hatte soeben Insektenpulver ausgestreut.

Polen zuckte mit den Schultern und sagte: »Eine gefaltete Zeitung wird die Fliegen allzeit töten können.«

Casey glaubte ein Hohnlächeln im Gesicht des Freundes zu sehen und sagte: »Wie würdest du die Arbeit deines ersten Jahres zusammenfassen, Polen? Ich meine, außer dem wahren Summarium, mit dem jeder Wissenschaftler seine Arbeit umreißen müßte, wenn er es wagen würde, nämlich >Nichts<.«

»Nichts«, sagte Polen. »Da hast du dein Summarium.«

»Nun komm schon. Du hast mit mehr Hunden gearbeitet, als Physiologen das normalerweise tun, und ich wette, den Hunden machen die physiologischen Experimente weniger aus. Zumindest mir würden sie weniger ausmachen.«

»Ach, laß ihn doch!« sagte Winthrop. »Du tönst wie ein verstimmtes Klavier. Du langweilst einen ja zu Tode!«

So etwas durfte man nicht zu Casey sagen.

Plötzlich wurde er lebhaft. Er blickte absichtlich an Winthrop vorbei und sagte: »Ich kann dir sagen, was du wahrscheinlich in den Tieren finden würdest, wenn du nur ganz genau hinschaust. Religion!«

»Was zum Teufel!« sagte Winthrop. »Das ist eine völlig idiotische Feststellung!«

Casey lächelte.

»Aber, aber, Winthrop! Du hast soeben das Wort >Teufel< gebraucht. Willst du etwa fluchen?«

»Von dir lasse ich mir keine Moralpredigten halten. Und rede

nicht so blasphemisch daher.«

»Was ist denn da blasphemisch daran? Warum sollte der Floh den Hund nicht als verehrungswürdiges Wesen betrachten? Der Hund bedeutet für den Floh Wärme, Geborgenheit, Nahrung. Er gibt ihm alles, was er zum Leben braucht.«

»Darüber will ich nicht diskutieren.«

»Warum nicht? Man kann auch sagen, daß für die Ameisen der Ameisenfresser eine höhere Schöpfungsgattung ist. Der Ameisenfresser steht für die Ameisen zu hoch, als daß sie ihn verstehen können, er ist zu mächtig, als daß sie ihm widerstehen könnten. Er bewegt sich zwischen ihnen wie ein unerklärbarer Wirbelwind und sucht sie mit Tod und Vernichtung heim.

Aber für die Ameisen ist das völlig in Ordnung. Sie glauben, die Vernichtung sei ganz einfach ihre Strafe für begangene Untaten. Und der Ameisenfresser weiß womöglich gar nicht, daß er eine Gottheit ist. Er kümmert sich wahrscheinlich gar nicht darum.«

Winthrop war blaß geworden.

»Ich weiß, daß du das alles nur sagst, um mich zu ärgern. Und ich bedaure es, daß du das Heil deiner Seele für ein flüchtiges Amüsement riskierst. Aber ich will dir eines sagen.« Seine Stimme zitterte leicht. »Und ich meine es völlig ernst. Die Fliegen, die dich ständig quälen, sind deine Strafe in diesem Leben. Beelzebub glaubt wie alle bösen Mächte, daß er nur Böses tut. Aber in diesem Fall tut er letztlich Gutes. Beelzebubs Fluch verfolgte dich nur zu deinem Besten. Vielleicht bringt er dich doch noch zur Einsicht, und du wirst dein Leben ändern, bevor es zu spät ist.«

Er rannte aus dem Zimmer. Casey blickte ihm nach, dann sagte er lachend: »Ich sagte dir doch, daß Winthrop an den Beelzebub glaubt. Komisch, in welchen Verkleidungen sich doch der Aberglaube zeigt!« Sein Gelächter brach abrupt ab.

Zwei Fliegen waren im Raum. Durch den Dunst surrten sie auf ihn zu.

Polen erhob sich und verließ deprimiert das Zimmer. In einem Jahr hatte er so wenig und doch viel zu viel gelernt. Seine Maschinen konnten die Gefühle der Tiere genau analysieren, aber er beschäftige sich bereits viel zu intensiv mit den Gefühlen der Menschen.

Er wollte nicht die wilden Mordgelüste miterleben, wo andere doch nur einen harmlosen, unwichtigen Streit sahen.

Plötzlich sagte Casey: »Hör mal, Polen, du hast doch mit einigen meiner Fliegen experimentiert, wie Winthrop sagt. Was hast du dabei herausgefunden?«

»Nach zwanzig Jahren kann ich mich wohl kaum daran erinnern«, murmelte Polen.

»Aber du mußt dich doch erinnern«, sagte Winthrop. »Wir waren

in deinem Laboratorium, und du beklagtest dich, daß Caseys Fliegen ihm sogar dorthin folgten. Er schlug dir vor, sie zu analysieren, und du tatest es. Eine halbe Stunde lang beobachtest du ihr Summen, ihre Bewegungen, ihr Flügelschlagen. Du hast das mit einem Dutzend verschiedener Fliegen gemacht.«

Polen zuckte mit den Schultern.

»Nun ja«, sagte Casey. »es macht ja nichts. War nett, dich zu sehen, alter Knabe.« Herzliches Händeschütteln, ein Schlag auf die Schulter, ein breites Grinsen - Polen spürte aus all dem, wie krank es Casey machte, daß er, Polen, letztlich doch »Erfolg« gehabt hatte.

»Laß mal von dir hören«, sagte Polen. Leere Worte. Sie bedeuteten nichts. Casey wußte es. Polen wußte es.

Aber Worte waren dazu da, um Gefühle zu verschleiern, und wenn ihnen das nicht gelang, so trat die Menschlichkeit loyal an ihre Stelle.

Winthrops Händedruck war sanfter.

»Jetzt haben wir alte Zeiten wieder wach werden lassen, Polen«, sagte er. »Wenn du mal nach Cincinnati kommst, dann besuch mich doch. Du bist stets willkommen.«

Aus seinen Worten atmete förmlich die Erleichterung, Polen so deprimiert zu sehen. Polen fühlte das. Die Wissenschaft ist wohl doch nicht der Weisheit letzter Schluß, mochte Winthrop denken, und seine unausrottbare Unsicherheit fühlte befriedigt, daß sie nicht allein dastand.

»Das will ich gern tun«, sagte Polen. Das war die höfliche Umschreibung für »Ich werde es nicht tun.«

Er beobachtete, wie die beiden getrennt zu anderen ehemaligen Kollegen gingen, die in Gruppen beisammenstanden.

Winthrop würde es niemals wissen. Dessen war sich Polen ganz sicher. Er fragte sich, ob Casey es jemals wissen würde. Es wäre der Witz des Jahrhunderts, wenn Casey es nicht wüßte.

Er hatte Caseys Fliegen untersucht. Nicht nur dieses eine Mal, sondern viele Male. Und jedesmal hatte er dasselbe Ergebnis erzielt! Immer dasselbe Ergebnis, das er nicht veröffentlichen konnte.

Mit kaltem Schauder, den er nicht ganz unterdrücken konnte, entdeckte Polen plötzlich die einzelne Fliege, die verloren auf dem Boden umherkroch, sich ziellos um sich selbst drehte und dann in geradem Flug in die Richtung steuerte, die Casey soeben eingeschlagen hatte.

Konnte es sein, daß Casey es nicht wußte? Konnte es die Essenz seiner uranfänglichen Strafe sein, daß er niemals erfahren sollte, wer er war? Beelzebub! Casey, der Gott der Fliegen!

So ein wunderschöner Tag

Wir alle haben unsere liebenswerten Exzentrizitäten, und ich habe ein paar, die mir ganz allein gehören. Zum Beispiel hasse ich schöne Tage. Ein Junitag, 78 Fahrenheit, eine sanfte Brise weht durch üppig grünes Blattwerk oder ein Septembertag, wenn die welken Blätter murmelnd rascheln, ein Tag, der die Landschaft in milden Dunst hüllt, ein Tag, der die Luft mit süßer Frische erfüllt und stillen Frieden über die Welt breitet - solche Tage machen mich ganz unglücklich.

Und dafür habe ich einen guten Grund. (Sie denken doch nicht, daß ich verrückt bin, oder?) Wie ich schon im Vorwort zu »Sally« sagte, bin ich Schriftsteller aus Leidenschaft. Das bedeutet, daß ich meine schönsten Stunden in meinem Arbeitszimmer vor meiner elektrischen Schreibmaschine verbringe (wie gerade jetzt), mich selbst vergesse und die Wörter vor meinen Augen magische Gestalt annehmen. Um jede Ablenkung zu vermeiden, sind die Vorhänge vor den Fenstern geschlossen, und ich arbeite nur bei elektrischem Licht.

Niemand hat etwas dagegen einzuwenden, solange ein typischer New-England-Herbsttag die Luft trüb oder ein typischer New-England-Vorfrühlingstag vor den Fenstern stürmt, oder wenn im Sommer die drückende Luft vom Golf her über New-England streicht, oder wenn im Winter tanzende Flocken eine weiße Decke über New-England breiten. Dann sagt jeder: »Mensch, hast du ein Glück, daß du bei diesem Wetter nicht hinaus mußt!«

Aber wenn dann ein schöner Tag im Mai oder Juni oder September oder Oktober kommt, sagt jeder zu mir: »Warum bleibst du denn an einem so schönen Tag im Zimmer hocken, du Narr!« Und manchmal packen sie mich einfach und zerren mich aus dem Haus, damit ich den schönen Tag genießen kann.

Das Schönste am Schriftstellerdasein ist, daß man all seine

Frustrationen und seinen ganzen Ärger zu Papier bringen kann. Das verhindert das Entstehen von Neurosen und erklärt, warum Schriftsteller meist so liebenswürdige, normale Menschen sind, daß es eine reine Freude ist, mit ihnen Kontakt zu pflegen.

Zum Beispiel schrieb ich 1953 einen Roman, in dem alle Menschen in unterirdischen Städten lebten, sorgfältig abgeschlossen von der frischen Luft. Man könnte natürlich sagen: »Warum *erfinden sie einen solchen Alptraum?« und darauf würde ich erstaunt antworten:* »Wieso *Alptraum?«*

Aber wenn ich so etwas sage, klingt das immer wie eine Herausforderung. Nachdem ich nun einmal eine Vorliebe für geschlossene Räume entwickelt habe, fragte ich mich, ob sich das vielleicht ändern ließe.

Also schrieb ich: »So ein wunderschöner Tag«, und dabei gewöhnte ich mich daran, an solchen Tagen, vielleicht zweimal in der Woche, *wenn ich*

bereits einige Stunden gute Arbeit geleistet hatte, nachmittags kleine Spaziergänge zu unternehmen.

Aber ich weiß noch immer nicht, was die Leute an so einem strahlenden Himmel finden.

Am 12. April 2117. Es war ein sehr aufregender Tag für Mrs. Hanshaw, und bei ihrem Sohn, Richard Jr., zeigte sich zum erstenmal diese seltsame Neurose.

Es handelte sich um keine der Neurosen, wie man sie in den gebräuchlichen Lehrbüchern beschrieben findet, und der junge Richard benahm sich genau so, wie sich ein gut erzogener zwölfjähriger Junge zu benehmen hat, der in den besten Verhältnissen lebt.

Und doch, seit dem 12. April konnte sich Richard Hanshaw Jr. nur mit äußerster Selbstüberwindung dazu zwingen, durch ein Tor zu gehen.

Es passierte ohne jegliche Vorwarnung. Am Morgen des 12. April erwachte Mrs. Hanshaw (es war ein ganz gewöhnlicher Morgen), als ihr Mechano lautlos in ihr Zimmer glitt und ihr auf einem Tablett eine Tasse Kaffee brachte. Mrs. Hanshaw plante, am Nachmittag New York zu besuchen, und vorher hatte sie noch einige Dinge zu erledigen, die man einem Mechano nicht gut anvertrauen konnte. Also stieg sie nach zwei kleinen Schlucken aus dem Bett.

Der Mechano trat zurück, ging leise an dem diamagnetischen Feld vorbei, dessen rechteckige Gestalt einen halben Zoll über dem Boden schwebte, und betrat die Küche. Hier übernahm es ein simpler Computer, die verschiedenen Küchengeräte so in Bewegung zu setzen, daß ein angemessenes Frühstück vorbereitet werden konnte.

Nachdem Mrs. Hanshaw den üblichen sentimentalen Blick auf das dreidimensionale Bildnis ihres verstorbenen Gatten geworfen hatte, begann sie mit einer gewissen Zufriedenheit ihr allmorgendliches Ritual. Sie konnte hören, daß ihr Sohn jenseits der großen Halle ebenfalls mit der Morgentoilette begonnen hatte, aber sie wußte, daß es nicht nötig war, dabei einzugreifen. Der Mechano war angewiesen, darauf zu achten, daß Mrs. Hanshaws Sohn duschte, frische Kleider anzog und ein nahrhaftes Frühstück zu sich nahm. Die Tergo-Dusche, die Mrs. Hanshaw vor einem Jahr hatte installieren lassen, beschleunigte das morgendliche Waschen und Abtrocknen auf so angenehme Weise, daß sie sicher sein konnte, Dickie würde auch ohne Beaufsichtigung duschen.

An einem solchen Morgen, wenn sie so beschäftigt war, würde es sicher genügen, wenn sie dem Jungen einmal kurz auf die Wange klopfte, bevor er das Haus verließ. Sie hörte das sanfte Läuten, mit dem der Mechano anzeigte, daß die Schule bald beginnen würde, und fuhr mit dem Lift eine Etage tiefer (das Haar vorerst nur

andeutungsweise in die geplante Tagesfrisur gelegt), um ihren Mutterpflichten nachzukommen.

Richard stand am Tor, die Schul-Filmspulen und den Taschenprojektor an einem Riemen um die Schulter gehängt, und runzelte die Stirn.

»Hör mal, Mammy«, sagte er und blickte auf, »ich habe die Schule angewählt, aber es passiert nichts.«

Fast automatisch sagte sie: »Unsinn, Dickie. Das gibt es doch gar nicht.«

»Dann versuch du es doch.«

Mrs. Hanshaw wählte die Nummer. Seltsam, der Schuleingang war doch stets frei, damit er ständig angewählt werden konnte. Sie versuchte einige andere Nummern. Es konnte natürlich sein, daß die Tore ihrer Freunde nicht auf Empfang eingestellt waren, aber da würde doch ein Signal ertönen.

Aber nichts geschah. Das Tor blieb eine undurchdringliche Barriere, all ihren Manipulationen zum Trotz. Offensichtlich funktionierte es nicht mehr - und dabei waren erst fünf Monate seit der jährlichen Inspektion durch die Firma vergangen.

Mrs. Hanshaw war ziemlich ärgerlich.

Gerade an einem Tag, da sie so beschäftigt war, mußte das passieren! Verdrießlich dachte sie daran, daß sie vor einem Monat beschlossen hatte, kein Nebentor installieren zu lassen, um die unnötigen Kosten zu vermeiden. Wie hatte sie denn wissen können, daß ein Tor plötzlich nicht mehr funktionieren würde?

Sie ging zum Visiphon, immer noch wütend, und sagte zu Richard: »Dann wirst du eben über die Straße gehen und Willi-ansons' Tor benutzen.«

Ironischerweise sträubte sich Richard, wie um ihr einen Vorgeschmack auf seine spätere Entwicklung zu geben.

»Aber, Mama! Da mache ich mich doch schmutzig. Kann ich nicht daheimbleiben, bis das Tor repariert ist?«

Aber ebenso ironischerweise bestand Mrs. Hanshaw auf ihrem Befehl. Ihr Finger lag bereits auf der Wählscheibe des Vi-siphons, als sie sagte: »Du wirst dich nicht schmutzig machen, wenn du dir Schmutzabweiser über die Schuhe ziehst. Und vergiß nicht, dich abzuputzen, bevor du ihr Haus betrittst.«

»Ach, Mammy ...«

»Keine Widerrede, Dickie! Du mußt in die Schule. Ich werde dir zusehen, wenn du hinausgehst. Aber schnell, sonst kommst du zu spät!«

Der Mechano, ein fortschrittliches, sehr verantwortungsbewußtes Modell, stand bereits vor Richard und hielt die Schmutzabweiser in seiner Metallhand.

Richard zog die transparenten Plastikhüllen über seine Schuhe und ging mit sichtbarem Widerstreben durch die Halle.

»Ich weiß nicht einmal, wie man das macht, Mammy.«

»Du mußt nur auf den roten Knopf drücken, dort wo du das Schild >Für Notfälle< siehst. Und trödle nicht herum. Oder willst du, daß der Mechano mit dir geht?«

»Um Himmels willen, nein!« rief er mürrisch zurück. »Ich bin doch kein Baby mehr. Glaubst du denn ...« Seine weiteren Worte gingen in einem lauten Türschlagen unter.

Mit fliegenden Fingern drehte Mrs. Hanshaw die Wahlscheibe des Visiphons und dachte sich dabei aus, was sie der Firma alles erzählen wollte.

Joe Bloom, ein sehr vernünftiger junger Mann, der eine technische Hochschule mit zusätzlichen Lehrgängen für Kräftefeld-Mechanik besucht hatte, traf in weniger als einer halben Stunde bei Mrs. Hanshaw ein. Er war wirklich ein Fachmann, obwohl Mrs. Hanshaw mit sichtlichem Mißtrauen feststellte, daß er noch sehr jung war.

Sie öffnete die bewegliche Türfüllung, als sie ihn klingeln hörte, und da stand er und bürstete heftig an sich herum, um den Staub der frischen Luft von seinen Kleidern zu entfernen. Er zog die Schmutzabweiser von den Schuhen, ließ sie fallen, wo er stand, und trat ein. Mrs. Hanshaw schloß sofort die Türfüllung, um dem blendend hellen Sonnenlicht den Zugang zu verwehren. Sie hoffte inständig, daß der Fußweg von der Firma bis zu ihrem Haus möglichst unangenehm war. Oder vielleicht funktionierte auch das Firmentor nicht, und der junge Mann hatte seine Geräte noch weiter als die üblichen zweihundert Yards schleppen müssen. Sie wünschte, daß die Firma oder zumindest ihr Repräsentant ein wenig leiden mußte. Sie sollten nur wissen, was es bedeutete, wenn ein Tor zusammenbrach.

Aber er lächelte sie freundlich an und schien keineswegs aus der Ruhe gebracht.

»Guten Morgen, Madam«, sagte er. »Ich bin gekommen, um nach Ihrem Tor zu sehen.«

»Nett von Ihnen«, sagte Mrs. Hanshaw ungnädig. »Der ganze Tag ist mir dadurch verdorben.«

»Das tut mir leid, Madam. Woran liegt es denn?«

»Es funktioniert nicht. Wenn man die Nummern wählt, passiert überhaupt nichts. Nicht einmal ein Signal ertönt. Ich mußte meinen Sohn zu den Nachbarn schicken, durch dieses - dieses Ding da.«

Sie zeigte auf die kleine Tür, durch die der Mechaniker eingetreten war.

Er lächelte nachsichtig.

»Auch das ist ein Tor, Madam, ein handbetriebenes Tor. In

früheren Zeiten gab es nur diese Art.«

»Nun ja, wenigstens funktioniert es. Aber mein Junge mußte hinaus in all den Schmutz, mitten durch die Bakterien.«

»Heute ist es gar nicht so schlimm draußen«, sagte er mit der Kennermiene eines Mannes, dessen Beruf es mit sich bringt, daß er nahezu täglich an die frische Luft muß. »Manchmal ist es wirklich unangenehm. Aber sicher wollen Sie, daß ich das Tor da in Ordnung bringe, Madam. Dann werde ich mich also an die Arbeit machen.«

Er setzte sich auf den Boden, öffnete den großen Werkzeugkasten, den er mitgebracht hatte, und in einer halben Minute hatte er mittels eines Entmagnetisiergeräts die Schalttafel entfernt und das komplizierte Innere des Tores freigelegt.

Er pfiff vor sich hin, während er die feinen Elektroden des Kräftefeldmeßgeräts an verschiedene Punkte hielt und aufmerksam den Zeiger der Skala beobachtete. Mrs. Hanshaw sah ihm mit verschränkten Armen zu.

Endlich sagte er: »Ich glaube, jetzt habe ich's.« Mit einer gewandten Drehung nahm er das Bremsventil ab. Er klopfte mit dem Fingernagel darauf und sagte: »Das Bremsventil ist depolarisiert, Madam. Daher kommt der ganze Ärger.« Seine Finger glitten über die kleinen Fächer seines Werkzeugkastens. Schließlich fand er ein Duplikat des Bremsventils, das er soeben ausgebaut hatte.

»So etwas passiert ganz plötzlich«, sagte er, während er die Schalttafel wieder vor den Mechanismus des Tores setzte. »Man kann es nicht vorhersehen. So, jetzt funktioniert es wieder, Madam.«

Er wählte eine Nummer, dann eine andere, und jedesmal wich das dumpfe Grau des Tores zurück und machte einer tiefen samtigen Schwärze Platz.

»Würden Sie hier bitte unterschreiben, Madam«, sagte der junge Mann. »Und würden Sie noch Ihre Kundennummer da-zuschreiben. So, vielen Dank, Madam.«

Er wählte die Nummer seiner Firma, und mit freundlichem Kopfnicken trat er durch das Tor. Als sein Körper in die schwarze Finsternis tauchte, schloß sich der Eingang sofort wieder. Die Gestalt des jungen Mannes verschwamm, wurde unsichtbar, bis man nur noch eine Ecke seines Werkzeugkastens ahnen konnte. Eine Sekunde, nachdem er völlig verschwunden war, wandelte sich die Schwärze des Tores wieder in dumpfes Grau.

Eine halbe Stunde später, als Mrs. Hanshaw endlich ihre so unangenehm unterbrochenen Tagesvorbereitungen beendet hatte und ihr Ärger über das Mißgeschick bereits abflaute, klingelte das Telefon, und jetzt begannen die ernsthaften Schwierigkeiten.

Miß Elizabeth Robbins war ziemlich ratlos. Der kleine Dick Hanshaw war immer ein guter Schüler gewesen, und es war ihr sehr

unangenehm, daß sie sich jetzt über ihn beklagen mußte. Aber sie sagte sich, daß er sich heute wirklich sehr merkwürdig benommen hatte. Sie würde mit seiner Mutter sprechen, nicht mit dem Schuldirektor.

Sie verließ die Klasse, nachdem sie einen Studenten als Aufsichtsperson angefordert hatte, und ging zu den Visiphonzellen. Sie stellte die Verbindung her und sah sich Mrs. Hanshaws wohlfrisiertem Kopf gegenüber.

Mrs. Hanshaw musterte sie erstaunt, dann fragte sie: »Sind Sie Richards Lehrerin?«

»Ja, Mrs. Hanshaw.« Miß Robbins kam gleich zur Sache. »Ich rufe Sie an, um Ihnen mitzuteilen, daß Richard heute morgen sehr spät in der Schule eingetroffen ist.«

»Tatsächlich? Aber das kann nicht sein. Ich habe gesehen, wie er aus dem Haus gegangen ist.«

Miß Robbins sah sie erstaunt an.

»Sie meinen, Sie haben gesehen, wie er das Tor benutzt hat?«

»Nein«, sagte Mrs. Hanshaw schnell. »Unser Tor hat für kurze Zeit nicht funktioniert, und da habe ich ihn zu einem Nachbarn geschickt, damit er dessen Tor benutzt.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Natürlich bin ich sicher. Sie glauben doch nicht, daß ich Sie anlüge!«

»Nein, nein, Mrs. Hanshaw, das wollte ich natürlich nicht damit sagen. Ich meinte, sind Sie sicher, ob er den Weg zum Nachbarn auch gefunden hat? Er hätte sich ja verirren können.«

»Das ist lächerlich. Wir haben genaue Straßenkarten, und ich bin überzeugt, daß Richard weiß, wo sich jedes Haus in Distrikt A-3 befindet.« Mit dem selbstsicheren Stolz einer Mutter, die weiß, was ihre Pflicht ist, fügte sie hinzu: »Nicht daß er dieses Wissen jemals gebraucht hätte, natürlich. Bisher hat das

Tor stets funktioniert.«

Miß Robbins kam aus einer Familie, die sich den Gebrauch ihres Eingangs sehr genau hatte einteilen müssen (die Betriebskosten waren sehr hoch) und sie hatte als Kind weite Strecken zu Fuß laufen müssen. Deshalb ärgerte sie sich über Mrs. Hanshaws hochmütigen Tonfall und erwiderte mit fester Stimme: »Nun, ich fürchte, Mrs. Hanshaw, Dick hat das Tor des Nachbarn nicht benutzt. Er kam fast eine Stunde zu spät zur Schule, und der Zustand seiner Schmutzabweiser ließ ziemlich deutlich erkennen, daß er querfeldein getrampt ist. Sie waren schmutzig.«

»Schmutzig? Was hat er gesagt? Womit hat er sich entschuldigt?«

Miß Robbins konnte nicht anders. Es bereitete ihr Vergnügen, die andere Frau so aufgeregt zu sehen.

»Er wollte nicht darüber sprechen: Offen gesagt, Mrs. Hanshaw, ich habe den Eindruck, daß er krank ist. Deshalb habe ich Sie angerufen. Vielleicht sollte ein Arzt nach ihm sehen.«

»Hat er Fieber?« Die Stimme der besorgten Mutter klang immer schriller.

»Das nicht. Ich glaube, er ist nicht krank im physischen Sinn. Nur seine ganze Art und sein Blick ...« Sie zögerte, dann sagte sie vorsichtig: »Vielleicht würde eine Routineuntersuchung bei einem Psychiater .«

Sie konnte den Satz nicht beenden. Mit frostiger Stimme, die so beleidigend klang, wie ihre gute Erziehung es zuließ, fragte Mrs. Hanshaw: »Wollen Sie damit etwa andeuten, daß Sie Richard für einen Neurotiker halten?«

»Oh, nein, Mrs. Hanshaw. Aber ...«

»Es hörte sich aber so an. Allein der Gedanke! Er war immer völlig gesund. Ich werde die Angelegenheit mit ihm besprechen, wenn er nach Hause kommt. Ich bin überzeugt, daß er mir eine ganz normale, einleuchtende Erklärung für sein Verhalten geben kann.«

Die Verbindung wurde abrupt unterbrochen, und Miß Robbins fühlte sich verletzt. Sie hatte doch nur versucht zu helfen. Sie blickte auf die große Wanduhr in der Halle und eilte ins Klassenzimmer zurück. Die Englischstunde begann in wenigen Minuten.

Aber ihre Gedanken waren nicht ganz bei der Englischstunde. Automatisch rief sie die Schüler auf und ließ kleine Absätze aus ihren Englisch-Aufsätzen vorlesen. Gelegentlich nahm sie einige der Passagen auf Tonband auf und ließ sie durch den Vokalisator laufen, um ihren Schülern zu demonstrieren, wie man Englisch las.

Die mechanische Stimme des Vokalisators ließ wie stets ihr perfektes Englisch ertönen, aber es fehlte ihr wie immer jeder Ausdruck. Manchmal fragte sich Miß Robbins, ob es richtig war, den Schülern eine Aussprache einzutrichtern, der es an Individualität mangelte, die zu völlig eintöniger, undifferen-zierter Akzentuierung und Intonation führen mußte.

Aber heute waren ihre Gedanken woanders. Sie beobachtete Richard Hanshaw. Er saß ruhig auf seinem Platz und merkte offensichtlich nichts von seiner Umwelt. Er war ganz in sich versunken und schien sich in einen fremden Jungen verwandelt zu haben. Er mußte an diesem Morgen irgendeine außergewöhnliche Erfahrung gemacht haben. Sicher hatte sie richtig gehandelt, als sie seine Mutter angerufen hatte, obwohl sie natürlich nicht diese Bemerkung über die psychiatrische Untersuchung hätte machen sollen. Andererseits war das heutzutage gar nichts Besonderes. Viele Leute unterzogen sich einer psychiatrischen Routineuntersuchung. Das war gar keine Schande. Wenigstens sollte man es nicht als solche betrachten.

Schließlich rief sie Richard auf. Sie mußte seinen Namen zweimal sagen, bevor er aufstand und antwortete.

Das Aufsatzthema lautete: »Wenn du auf einem altertümlichen Fahrzeug eine Reise unternehmen könntest, welches würdest du wählen und warum?« Miß Robbins stellte dieses Thema zu je-dem Semester. Es war ein gutes Thema, denn es weckte zugleich auch den Sinn für Geschichte. Es zwang die Kinder, über die Sitten und Gebräuche vergangener Zeitalter nachzudenken.

Richard begann mit leiser Stimme zu lesen.

»Wenn ich mir ein altertümliches Fahrzeug aussuchen könnte, würde ich ein Großverkehrsflugzeug wählen. Es bewegt sich zwar sehr langsam, aber es ist sauber. Weil es durch die Stratosphäre fliegt, muß es völlig abgeschlossen sein, und deshalb kann man von keiner Krankheit angesteckt werden. Nachts kann man die Sterne fast so gut wie in einem Planetarium sehen. Wenn man nach unten blickt, kann man die Erde wie eine Landkarte sehen. Manchmal sieht man auch Wolken ...« Er las noch etwa hundert Wörter weiter.

Als er geendet hatte, sagte Miß Robbins freundlich: »Man sagt >vee-ick-ulls<, Richard. Kein >h<. Der Akzent liegt auf der ersten Silbe. Und du darfst nicht sagen >travels slow< und >see good<. Wie sagt man richtig?« Sie wandte sich an die Klasse.

Ein kleiner Chor von Antworten erklang, und sie fuhr fort: »Richtig. Was ist also der Unterschied zwischen einem Adjektiv und einem Adverb? Wer kann es mir sagen?«

Der Unterricht lief weiter. Zur Mittagspause gingen manche Kinder nach Hause, manche aßen in der Schule. Auch Richard blieb in der Schule. Das fiel Miß Robbins auf, weil er das normalerweise nicht tat.

Der Nachmittag verstrich, und als die Glocke den Schulschluß anzeigte, schrien und lachten die Kinder wie üblich durcheinander, fünfundzwanzig Jungen und Mädchen kramten ihre Sachen zusammen und nahmen gemächlich Aufstellung.

Miß Robbins schlug die Hände zusammen.

»Schnell, Kinder! Zelda, geh auf deinen Platz!«

»Mir ist eine Filmspule heruntergefallen«, jammerte das Mädchen.

»Dann heb sie auf. Nun, Kinder, rasch, rasch!«

Sie drückte auf einen Knopf, und eine Wand des Klassen-zimmers glitt zurück. Ein großes graues Tor erschien. Es war kein gewöhnliches Tor, wie es gewöhnliche Schüler benutzen, wenn sie zur Mittagspause nach Hause gingen. Nein, dieses Tor war ein hochmodernes Modell und der Stolz dieser teuren Privatschule.

Zusätzlich zu seiner doppelten Breite besaß das Tor einen automatischen Nummernsucher, der es möglich machte, daß man in automatischen Intervallen auf verschiedene Hausnummern einstellen

konnte.

Zu Beginn des Semesters hatte Miß Robbins fast einen ganzen Nachmittag damit verbracht, die Mechanik mit den Hausnummern der neuen Schüler zu füttern. Aber danach mußte man sich, Gott sei Dank, nicht mehr darum kümmern. Alles lief wie am Schnürchen.

Die Klasse stellte sich in alphabetischer Reihenfolge auf, zuerst die Mädchen, dann die Jungen. Das Tor wurde samtig schwarz, und Hester Adams winkte und ging hindurch.

»Wiederse...«

Das Wort wurde in der Mitte abgeschnitten, wie immer. Das Tor wurde wieder grau, dann schwarz, und Theresa Cantrocchi verschwand. Grau, schwarz, Zelda Charlowicz. Grau, schwarz, Patricia Coombs. Grau, schwarz, Sara May Evans.

Die Schlange wurde kleiner, als das Tor ein Kind nach dem anderen verschluckte und nach Hause transportierte. Natürlich passierte es manchmal, daß die Eltern vergessen hatten, ihr Tor auf Empfang einzustellen, und dann blieb das Schultor grau. Nach einer Minute ging es zur nächsten Hausnummer über, und der betreffende Schüler mußte warten, bis alle Kinder transportiert worden waren. Danach brachte ein Visiphonanruf bei den vergeßlichen Eltern die Sache in Ordnung. Es war natürlich nicht sehr angenehm für einen Schüler, wenn ihm das passierte, und besonders die sensiblen Kinder litten sehr unter der Vorstellung, daß man sich zu Hause recht wenig Gedanken um sie machte. Miß Robbins führte den Eltern immer wieder eindringlich die möglichen schädlichen Folgen für die kindliche Seele vor Augen, aber es passierte trotzdem in jedem Semester mindestens einmal.

Die Mädchen waren schon alle verschwunden. John Abra-mowitz trat durch das Tor, dann Edwin Byrne ...

Natürlich bereitete es auch Schwierigkeiten, wenn ein Junge oder Mädchen die Reihenfolge durcheinanderbrachte. Sie taten es immer wieder, obwohl die Lehrerin scharf aufpaßte, besonders zu Beginn des Semesters, wenn sie sich noch nicht so an die strenge Schulordnung gewöhnt hatten.

Wenn das passierte, dann wurden die Kinder in falsche Häuser gebracht und mußten zurückgesandt werden. Es dauerte meist mehrere Minuten, bis das Durcheinander entwirrt wurde, und manche Eltern reagierten ziemlich ärgerlich auf solche Verwicklungen.

Plötzlich merkte Miß Robbins, daß die Reihe der Kinder sich nicht mehr bewegte. Sie ging auf den Jungen zu, der ganz vorn stand. »Geh doch durch, Samuel! Worauf wartest du?«

»Das ist nicht meine Nummer, Miß Robbins«, sagte Samuel Jones triumphierend.

»Nun, wessen Nummer ist das?« Ungeduldig glitt ihr Blick über

die fünf Jungen, die noch übriggeblieben waren. »Wer fehlt denn?«

»Dick Hanshaw, Miß Robbins.«

»Wo ist er?«

Ein anderer Junge antwortete im selbstgerechten Tonfall, den Kinder immer annehmen, wenn sie einer Autoritätsperson von den Missetaten ihrer Freunde berichten.

»Er ist durch den Notausgang gegangen, Miß Robbins.«

»Was?«

Das Klassentor war zu einer anderen Nummer übergegangen, und Samuel Jones ging hindurch. Die anderen folgten ihm.

Miß Robbins stand allein im Klassenzimmer. Sie ging zum Notausgang. Es war eine ganz kleine Tür mit Handbetrieb. Sie war in einer Mauernische verborgen, so daß sie die einheitliche Gestaltung des Raumes nicht störte. Sie öffnete die Tür einen kleinen Spalt. Sie war eingebaut worden, um die Kinder bei Feuergefahr aus dem Klassenzimmer zu lassen, ein Anachronismus, der einem antiquierten Gesetz zuzuschreiben war, einem Gesetz, das den modernen automatischen Feuerlöschmethoden, über die alle öffentlichen Gebäude verfügten, keine Rechnung trug. Da war nichts draußen - nur »draußen«. Das Sonnenlicht brannte, und ein scharfer Wind blies.

Miß Robbins schloß die Tür. Sie war froh, daß sie Mrs. Hanshaw angerufen hatte. Sie hatte ihre Pflicht getan. Jetzt war es offensichtlicher denn je, daß irgend etwas mit Richard nicht stimmte. Sie unterdrückte den Impuls, seine Mutter noch einmal anzurufen.

Mrs. Hanshaw besuchte an diesem Tag doch nicht New York. Sie blieb zu Hause und überließ sich ihren halb ängstlichen, halb ärgerlichen Gedanken. Ihr Ärger richtete sich hauptsächlich gegen die unverschämte Miß Robbins.

Fünfzehn Minuten vor Schulende trieb sie ihre Angst zum Tor. Im letzten Jahr hatte sie eine automatische Vorrichtung einbauen lassen, die es täglich um fünf Minuten vor drei auf die Nummer des Klassentors einstellte. Das Tor behielt diese Einstellung bei und sperrte sich gegen jede manuelle Betätigung, bis Richard eintraf.

Ihr Blick heftete sich auf das trübe Grau des Tores, und sie wartete. Ihre Finger schlangen sich ineinander.

Das Tor wurde genau zur richtigen Zeit schwarz, aber nichts geschah. Die Minuten verstrichen, und Richard erschien nicht.

Eine Viertelstunde vor vier war sie außer sich vor Angst. Normalerweise hätte sie die Schule angerufen, aber sie konnte es nicht, nicht heute, nicht, nachdem diese Lehrerin so deutliche Zweifel an Richards geistiger Gesundheit geäußert hatte.

Mrs. Hanshaw ging unruhig auf und ab, zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an und drückte sie wieder aus. Vielleicht war gar nichts Besonderes vorgefallen. Vielleicht blieb

Richard aus irgendeinem Grund länger in der Schule. Aber das hätte er ihr doch vorher gesagt. Dann kam ihr ein Gedanke. Er wußte doch, daß sie geplant hatte, New York zu besuchen und erst spät abends zurückzukehren .

Nein, sicher hätte er es ihr gesagt. Warum sollte sie sich in falschen Hoffnungen wiegen?

Langsam zerbröckelte ihr Stolz. Sie mußte die Schule anrufen oder sogar (sie schloß die Augen, und Tränen quollen zwischen ihren Wimpern hervor) die Polizei.

Als sie die Augen öffnete, stand Richard vor ihr. Er hielt den Blick gesenkt, und seine ganze Haltung drückte aus, daß er ein Donnerwetter erwartete.

»Hallo, Mammy.«

Mrs. Hanshaws Angst verwandelte sich augenblicklich in Zorn.

»Wo bist du gewesen, Richard?«

Und dann, bevor sie sich weiter über gedankenlose Söhne verbreiten konnte, die die Herzen ihrer Mütter brachen, bemerkte sie gewisse Veränderungen in seiner äußeren Erscheinung, und vor Schreck stockte ihr beinahe der Atem.

»Du warst im Freien!«

Ihr Sohn blickte auf seine staubigen Schuhe herab. Die Schmutzabweiser waren verschwunden. Er blickte auf die Schmutzstreifen an seinen Ärmeln, auf den kleinen Riß in seinem Hemd.

»Ach, Mammy, ich habe nur gedacht, ich .« Er verstummte.

»War irgend etwas mit dem Klassentor nicht in Ordnung?«

»Mit dem Klassentor war alles in Ordnung, Mammy.«

»Ist dir klar, daß ich vor Angst halb krank war?« Sie wartete vergeblich auf eine Antwort. »Nun, wir sprechen noch miteinander, junger Mann. Zuerst nimmst du einmal ein Bad, und jedes einzelne Stück deiner Kleidung wird weggeworfen. Me-chano!«

Aber der Mechano hatte bereits ganz richtig reagiert, als er »nimmst du ein Bad« vernommen hatte, und war schon lautlos ins Badezimmer geglitten.

»Du ziehst deine Schuhe gleich hier aus«, sagte Mrs. Hanshaw. »Und dann marsch ins Bad!«

Richard gehorchte resignierend. Er wußte, daß jeder Protest vergebens sein würde.

Mrs. Hanshaw ergriff die schmutzigen Schuhe mit Daumen und Zeigefinger und warf sie in den Abfallkanal, der wie in leiser Bestürzung über die unerwartete Ladung rasselte. Mrs. Hanshaw wischte ihre Hände sorgfältig mit einem Papiertuch ab, das sie dann ebenfalls in den Kanal warf.

Sie leistete Richard beim Abendessen nicht Gesellschaft, sondern

ließ ihn in der Obhut des Mechanos. Und das war schlimmer, als wenn er ganz allein gewesen wäre. Sie dachte, daß er dies als deutliches Zeichen ihrer Mißbilligung auffassen würde. Diese Maßnahme würde ihn zu der Einsicht bringen, daß er Unrecht getan hatte eindringlicher, als dies Schimpftira-den oder sonstige Strafen vermocht hätten. Denn Richard war ein sehr sensibler Junge, wie sie sich immer wieder einredete.

Aber sie ging nach oben, um ihm gute Nacht zu sagen.

Sie lächelte und gab ihrer Stimme einen sanften Klang. Das war wohl das beste. Er war mehr als genug bestraft worden.

»Also, was ist heute passiert, Dickie-Boy?« So hatte sie ihn genannt, als er noch ein Baby war, und allein der Klang dieses Namens rührte sie schon beinahe zu Tränen.

Aber er wandte den Blick ab.

»Ich will eben einfach nicht mehr durch diese verdammten Tore gehen«, sagte er verstockt.

»Aber warum denn nicht?«

Seine Hände krampften sich um das weiße Bettuch (frisch, sauber, antiseptisch - nach Gebrauch wurde es natürlich weggeworfen).

»Ich mag die Tore eben nicht.«

»Aber wie stellst du dir denn vor, daß du zur Schule kommst?«

»Ich werde eben früher aufstehen«, murmelte er.

»Aber mit den Toren ist doch alles in Ordnung.«

»Ich mag sie nicht.« Er blickte sie nicht an.

»Nun ja, jetzt wirst du erst einmal gut schlafen, und morgen sieht alles ganz anders aus.«

Sie küßte ihn und verließ den Raum. Dabei strich ihre Hand automatisch durch den Photozellen-Strahl, und Richards Schlafzimmer verdunkelte sich.

Sie konnte in der Nacht nicht einschlafen. Warum konnte Di-ckie plötzlich die Tore nicht leiden? Sie hatten ihn doch bisher nie gestört. Sicher, das Tor hatte heute morgen nicht funktioniert, aber deshalb müßte er es jetzt, wo es wieder in Ordnung war, doch um so mehr schätzen.

Dickie benahm sich richtig unvernünftig.

Unvernünftig? Das erinnerte sie an Mrs. Robbins und ihre Diagnose, und Mrs. Hanshaws Mundwinkel begannen in der Zurückgezogenheit ihres dunklen Schlafzimmers unkontrolliert zu zittern. Unsinn! Der Junge hatte sich eben etwas aufgeregt, und ein ruhiger, gesunder Schlaf war sicher die einzige Therapie, die er brauchte.

Aber als sie am nächsten Morgen aufstand, hatte ihr Sohn das Haus bereits verlassen. Der Mechano konnte nicht sprechen, aber er

konnte auf Fragen durch Zeichen seiner Metallhände antworten, die »Ja« oder »nein« bedeuten. Nach einer halben Minute hatte sich Mrs. Hanshaw vergewissert, daß Richard dreißig Minuten früher als gewöhnlich aufgestanden war, auf das Duschen verzichtet hatte und aus dem Haus geeilt war.

Aber nicht durch das Tor.

Sondern durch die kleine handbetriebene Tür in der Hauswand.

Um drei Uhr nachmittags läutete Mrs. Hanshaws Visiphon. Mrs. Hanshaw ahnte, wer sie anrief, und als sie den Hörer abhob, stellte sie fest, daß ihre Ahnung sie nicht getrogen hatte. Ein rascher Blick in den Spiegel überzeugte sie, daß man ihr die langen Stunden des Grübelns und der Sorge nicht anmerkte. Dann schaltete sie ihr eigenes Übertragungsgerät ein.

»Ja, bitte, Miß Robbins«, sagte sie kalt.

Richards Lehrerin war etwas außer Atem.

»Mrs. Hanshaw«, sagte sie. »Richard hat die Klasse durch den Notausgang verlassen, obwohl ich ihm ausdrücklich sagte, er solle das reguläre Klassentor benutzen. Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist.«

»Er wird nach Hause kommen«, sagte Mrs. Hanshaw fest.

Miß Robbins blickte sie bestürzt an.

»Billigen Sie denn seine Handlungsweise?«

Mrs. Hanshaw war blaß geworden. Aber sie richtete sich gerade auf und war entschlossen, die Lehrerin in ihre Schranken zu weisen.

»Ich glaube nicht, daß es Ihnen zusteht, Richard zu kritisieren. Wenn mein Sohn das Klassentor nicht benutzen will, so ist das seine und meine Sache. Es gibt doch wohl kein Schulgesetz, das ihn zwingt, durch das Klassentor die Schule zu verlassen, oder?« Ihre Haltung drückte deutlich aus, daß sie sich dafür einsetzen wollte, ein solches Gesetz abzuschaffen, falls es tatsächlich existieren sollte.

Miß Robbins errötete und fand gerade noch Zeit, eine Bemerkung anzubringen, bevor die Verbindung unterbrochen wurde.

»Ich würde ihn schnellstens psychiatrisch untersuchen lassen.«

Mrs. Hanshaw stand vor der Quarzplatte und starrte blicklos auf die blanke Fläche. Ihr Familiensinn ließ sie wenigstens ein paar Augenblicke lang auf Richards Seite treten. Warum mußte er denn das Klassentor benutzen, wenn er nicht wollte? Dann setzte sie sich auf einen Stuhl und wartete. Ihr Stolz kämpfte mit der quälenden Angst, daß vielleicht wirklich mit Richard etwas nicht stimmte.

Mit trotzigem Gesicht kam er nach Hause, aber mit mühsam erzwungener Selbstbeherrschung begegnete ihm seine Mutter, als sei nichts passiert.

Diese Politik verfolgte sie einige Wochen lang. Es ist nichts, sagte sie sich immer wieder. Nur eine seltsame Laune. Er wird bald genug davon haben.

Langsam wurde eine ganz normale Gewohnheit daraus. Doch eines Tages, als sie nach dem Frühstück herunterkam, sah sie Richard mürrisch vor dem Tor warten. Er benutzte es auch, als er von der Schule heimkehrte. Das tat er an drei aufeinanderfolgenden Tagen. Sie enthielt sich jedes Kommentars.

Jedesmal, wenn er durch das Tor verschwand oder wenn er aus seiner schwarzen Finsternis ins Haus trat, wurde ihr warm ums Herz, und sie dachte: Jetzt ist es vorbei. Aber als die drei Tage vorbei waren, schlüpfte Richard wieder durch die kleine handbetriebene Tür, wie ein Süchtiger, der auf seine Drogen nicht verzichten konnte. Immerhin, er gewöhnte sich an, zwei-bis dreimal pro Woche das Tor zu benutzen.

Verzweifelt dachte sie an einen Psychiater, aber immer wieder stand ihr Miß Robbins' triumphierendes Gesicht vor Augen, und das hielt sie davon ab, einen Psychiater aufzusuchen. Obwohl sie sich kaum bewußt war, daß dies der wahre Grund ihres Zögerns war.

Sie versuchte, das Beste aus Richards seltsamer Angewohnheit zu machen. Der Mechano wurde instruiert, mit einem Wascheimer und frischen Kleidern an der kleinen handbetriebenen Tür zu warten, und Richard wusch sich und wechselte widerspruchslos seine Kleider. Seine Unterwäsche, Socken und Schmutzabweiser waren ohnehin wegwerfbar, und ohne zu klagen nahm Mrs. Hanshaw es auf sich, die Mehrkosten der täglich erneuerten Hemden zu tragen. Schließlich entschloß sie sich, daß er wenigstens seine Hosen eine Woche lang tragen sollte, bevor auch sie weggeworfen wurden.

Eines Tages beschloß sie, daß Richard sie auf einem Ausflug nach New York begleiten sollte. Sie verfolgte damit keine bestimmte Absicht, sondern verspürte lediglich den vagen Wunsch, ihn einmal längere Zeit unter Aufsicht zu haben. Richard hatte nichts dagegen einzuwenden. Er freute sich sogar. Widerstandslos und ohne zu zögern trat er durch das Tor. Sein Gesicht zeigte nicht einmal das Mißbehagen, das er an den Tagen zur Schau getragen hatte, als er anscheinend gegen seinen Willen das Tor zum Schulgang benutzt hatte.

Mrs. Hanshaw war glücklich. Das war vielleicht ein Weg, ihn wieder an den Gebrauch des Tores zu gewöhnen. Immer öfter unternahm sie Ausflüge mit ihm und zerbrach sich den Kopf über immer neue, vergnügliche Reiseziele. Einmal nahm sie sogar außerordentlich hohe Kosten auf sich, um mit Richard einen Tag lang ein chinesisches Fest in Kanton zu besuchen.

Das war an einem Sonntag, und am nächsten Morgen marschierte Richard geradewegs auf die handbetriebene Tür zu, wie er es immer tat. Mrs. Hanshaw, die zeitiger als sonst aufgestanden war, beobachtete ihn. Sie konnte es nicht mehr ertragen.

»Warum benutzt du denn nicht das Tor, Dickie?« rief sie ihm

verzweifelt nach.

Er wandte sich kurz um.

»Für Kanton ist das Tor ganz gut«, sagte er und stapfte aus dem Haus.

So war also alle ihre Mühe umsonst gewesen.

Und dann kam Richard eines Tages tropfnaß nach Hause. Der Mechano umkreiste ihn unsicher, und Mrs. Hanshaw, die gerade von einem vierstündigen Besuch bei ihrer Schwester in Iowa zurückgekehrt war, schrie: »Richard Hanshaw!«

Er blickte sie an wie ein geprügelter Hund.

»Es regnet. Ganz plötzlich hat es zu regnen begonnen.«

Zuerst wußte sie gar nicht, was das Wort bedeutete. Ihre eigenen Schuljahre und Geographiestudien lagen zwanzig Jahre zurück. Und dann erinnerte sie sich. Vor ihren Augen tauchte eine Vision auf. Wasser floß endlos vom Himmel, ein wilder Wasserfall, den man mit keinem Knopfdruck oder Schalthebel abstellen konnte.

»Und du bist draußen geblieben?«

»Wirklich, Mammy, ich bin so schnell ich konnte heimgelaufen. Ich wußte ja nicht, daß es zu regnen beginnen würde.«

Mrs. Hanshaw wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie war fassungslos, und ihr Entsetzen ließ sich nicht in Worte kleiden.

Zwei Tage später lief Richard die Nase, und sein Hals war kratzig und trocken. Mrs. Hanshaw mußte zur Kenntnis nehmen, daß tatsächlich ein Krankheitsvirus Eingang in ihr Haus gefunden hatte, so als würde sie in einer schäbigen Steinzeithütte wohnen und nicht in einem wohlausgestatteten Heim.

Und jetzt brach ihr Stolz endgültig zusammen. Sie mußte mit Richard einen Psychiater aufsuchen.

Mrs. Hanshaw wählte den Psychiater sehr sorgfältig. Zuerst dachte sie daran, einen Arzt in einer anderen Stadt zu konsultieren. Eine Zeitlang trug sie sich sogar mit dem Gedanken, direkt ins San Francisco Medical Center zu reisen und sich an einen x-beliebigen Psychiater zu wenden.

Doch dann ließ sie diesen Plan fallen. Für einen fremden Arzt wäre Richard nur ein Patient unter vielen, und er würde ihrem Sohn keine größere Aufmerksamkeit widmen als irgendwelchen Slumbewohnern, die durch das öffentliche Tor zu ihm kamen. Aber wenn sie sich innerhalb ihrer Gemeinschaft umsah und einen Arzt wählte, der in der Nähe wohnte, würde ihr Wort Gewicht haben ...

Mrs. Hanshaw schlug den Plan ihres Distrikts auf, auf dem jedes Haus mit der dazugehörigen Tornummer genau eingezeichnet war. Sie verspürte einen gewissen Stolz, als sie über das glatte Papier strich.

Und warum auch nicht? Distrikt A-3 hatte einen guten Klang in der Welt. Wenn man hier lebte, so war das so gut wie ein Adelstitel.

Distrikt A-3 war die erste Gemeinschaft des Planeten, die sich auf einer vollständigen Tor-Grundlage etabliert hatte. Die erste, größte, reichste und berühmteste. Hier gab es keine Fabriken und keine Läden. Es gab nicht einmal Fahrstraßen. Jedes Haus war wie ein kleines Schloß, ganz in sich selbst versunken, abgeschlossen von der Umwelt. Und jedes Haus hatte ein Tor, durch das man an alle Orte der Welt gelangen konnte, die ebenfalls über Tore verfügten.

Sorgfältig glitt ihr Finger über die Liste der fünftausend Familien, die in Distrikt A-3 wohnten. Sie wußte, daß verschiedene Psychiater hier lebten. Alle Arten von Wissenschaften waren in Distrikt A-3 vertreten.

Doktor Hamilton Sloane war der zweite Name den sie entdeckte. Ihr Finger suchte auf der Karte. Seine Ordination war nur zwei Meilen von Mrs. Hanshaw entfernt. Der Name gefiel ihr. Die Tatsache, daß er in A-3 wohnte, war ein eindeutiger Beweis für seine Fähigkeiten. Dr. Sloane würde verstehen, daß die Angelegenheit dringend war - und streng vertraulich behandelt werden mußte.

Sie rief in seiner Ordination an, um einen Termin zu verabreden.

Dr. Hamilton Sloane war ein noch relativ junger Mann. Er war noch keine Vierzig. Er stammte aus einer guten Familie und hatte natürlich schon von Mrs. Hanshaw gehört.

Er hörte ihr ruhig zu und sagte dann: »Und die ganze Sache begann mit dem Zusammenbruch des Tores.«

»Ja, Doktor.«

»Fürchtet er sich vor den Toren?«

»Natürlich nicht! Was für ein Gedanke!« rief sie erschrocken.

»Es wäre aber möglich, Mrs. Hanshaw. Wenn Sie es nämlich recht bedenken, so ist ein Tor tatsächlich eine ziemlich furchterregende Sache. Sie treten in ein Tor, und für einen Augenblick verwandeln sich Ihre Atome in Kräftefeld-Energien, werden an irgendeinen Ort des Weltraums gesendet und nehmen dann wieder Gestalt an. In diesem einen Augenblick leben Sie nicht.«

»Über so etwas mache ich mir wirklich keine Gedanken.«

»Aber vielleicht Ihr Sohn. Er hat gesehen, wie das Tor zusammenbrach. Vielleicht hat er gedacht: >Was passiert, wenn das Tor gerade in dem Augenblick zusammenbricht, in dem ich an einen anderen Ort transportiert werde?<«

»Das ist doch Unsinn. Er benutzt das Tor immer noch. Er war mit mir sogar in Kanton. In Kanton, China. Und zwei- bis dreimal pro Woche benutzt er das Tor sogar auch, um in die Schule zu gelangen.«

»Freiwillig? Und es hat ihm nichts ausgemacht?«

»Nun ja«, sagte Mrs. Hanshaw widerstrebend, »er schien sich nicht ganz wohl dabei zu fühlen. Aber wirklich, Doktor, es hat wenig Sinn, lange drum herumzureden, nicht wahr? Untersuchen Sie ihn

bitte, und dann werden wir ja sehen, wo seine Schwierigkeiten liegen. Ich bin überzeugt, es handelt sich nur um eine Kleinigkeit. Eine schnelle psychiatrische Routineuntersuchung genügt sicher.«

Dr. Sloane seufzte. Er haßte das Wort »Routineuntersuchung«. Es gab kaum ein Wort, das er in seinem Leben schon öfter gehört hatte.

»Mrs. Hanshaw«, sagte er geduldig. »Eine schnelle Routineuntersuchung gibt es nicht. Ich weiß, daß die Zeitschriften voll davon sind, und in gewissen Kreisen begeistert man sich dafür, aber die Sache wird überschätzt.«

»Meinen Sie das ernst?«

»Allerdings. Die Routineuntersuchung ist sehr kompliziert. Dabei werden die Aktionswellen des Gehirns aufgezeichnet. Die einzelnen Zellen des Gehirns sind auf verschiedenen We-gen miteinander verbunden. Manche dieser Verbindungswege werden häufiger benutzt, andere weniger häufig. Auf diese Weise kann man die Denkgewohnheiten eines Menschen feststellen, die bewußten und unbewußten. Theoretisch ist erwiesen, daß man mit Hilfe der Aufzeichnung dieser Verbindungswege zwischen den einzelnen Gehirnzellen schon frühzeitig und mit großer Sicherheit das Auftreten einer geistigen Erkrankung feststellen kann.«

»Ja, und?«

»Die Methode dieser Art von Untersuchung ist ziemlich angsterregend, besonders für ein Kind. Es ist eine traumatische Erfahrung. Es dauert über eine Stunde.

Dann müssen die Ergebnisse zur analytischen Auswertung an das Zentrale Psychoanalytische Institut gesandt werden, und das kann Wochen dauern. Und dazu kommt noch, Mrs. Hanshaw, daß es sehr viele Psychiater gibt, die von der Zuverlässigkeit dieser Art von Untersuchung keineswegs überzeugt sind.«

Mrs. Hanshaw preßte die Lippen zusammen.

»Dann kann man also gar nichts unternehmen?«

Dr. Sloane lächelte.

»Das habe ich nicht gesagt. Es hat schon jahrhundertelang Psychiater gegeben, bevor man die Routineuntersuchung eingeführt hat. Am besten, ich unterhalte mich einmal mit dem Jungen.«

»Sie wollen mit ihm reden? Das ist alles?«

»Wenn nötig, werde ich mich auch noch mit einigen Fragen an Sie wenden, aber das Wesentliche ist, daß ich zuerst einmal mit dem Jungen spreche.«

»Also wirklich, Dr. Sloane, ich bezweifle, ob er mit Ihnen über diese Angelegenheit sprechen wird. Nicht einmal mit mir hat er darüber gesprochen, und ich bin doch immerhin seine Mutter.«

»So etwas kommt oft vor«, versicherte der Psychiater. »Ein Kind eröffnet sich oft viel eher einem Fremden als einer nahe-stehenden

Person. Jedenfalls, auf andere Art kann ich den Fall nicht behandeln.«

Etwas unbefriedigt erhob sich Mrs. Hanshaw.

»Wann können Sie kommen, Doktor?«

»Sagen wir, am kommenden Samstag. Da hat Ihr Sohn ja schulfrei. Oder haben Sie an diesem Tag schon etwas anderes vor?«

»Wir werden Sie erwarten.«

Würdig schritt sie aus dem Sprechzimmer. Dr. Sloane begleitete sie durch den kleinen Empfangsraum zum Tor und wartete, bis sie die Nummer ihres Tores gewählt hatte. Er beobachtete, wie sie durch das Tor schritt. Er sah eine halbe Frau, eine Viertelfrau, einen einzelnen Ellbogen, einen Fuß, ein Nichts.

Es war tatsächlich furchterregend.

War ein Tor schon jemals während eines Transports zusammengebrochen - hier die eine Hälfte des Körpers, dort die andere? Er hatte noch nie von einem solchen Fall gehört, aber er konnte sich vorstellen, daß es möglich war.

Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück und sah nach, welcher Patient als nächster in die Sprechstunde kommen sollte. Mrs. Hanshaw war offensichtlich verärgert und enttäuscht gewesen, weil er es abgelehnt hatte, für ihren Sohn eine psychiatrische Routineuntersuchung zu arrangieren.

Aber warum, um Gottes willen? Warum sollte eine solche Untersuchung, die seiner Meinung nach nichts als Quacksalberei war, eine so große Bedeutung in der Öffentlichkeit gewonnen haben? Es mußte an diesem allgemeinen Trend zur Maschine hin liegen. Was der Mensch auch kann, Maschinen können es besser. Maschinen! Noch mehr Maschinen! Maschinen für alles und jedes! O tempora! O mores!

Zum Teufel!

Es begann ihn zu stören, daß er der psychiatrischen Routineuntersuchung so ablehnend gegenüberstand. Fürchtete er sich vor Arbeitslosigkeit? Fürchtete er für die Sicherheit seines Be-rufs? Fürchtete er eine Mechanophobie, wenn man es so nennen konnte?

Er beschloß, mit seinem eigenen Psychiater darüber zu sprechen.

Dr. Sloane mußte erst einen Zugang zu dem Jungen finden. Richard war kein Patient, der zu ihm kam, mehr oder weniger gewillt zu sprechen, mehr oder weniger gewillt, sich helfen zu lassen.

Den Umständen entsprechend war es wohl am besten, wenn seine erste Begegnung mit Richard kurz und unverbindlich verlief. Es würde genügen, wenn der Junge ihn erst einmal kennenlernte. Beim nächsten Zusammentreffen würde Richard ihn bereits als Bekannten betrachten und kurze Zeit später als Freund der Familie.

Es konnte natürlich sein, daß Mrs. Hanshaw nicht gewillt war, einen langwierigen Prozeß zu akzeptieren. Vielleicht würde sie versuchen, über einen anderen Psychiater eine Routineuntersuchung

in die Wege zu leiten, und sie würde natürlich einen finden, der dazu bereit war.

Und sie würde dem Jungen weh tun. Das wußte er genau.

Aus diesem Grund mußte er einen Teil der üblichen Vorsichtsmaßnahmen außer acht lassen und eine kleine Krisis riskieren.

Unangenehme zehn Minuten waren verstrichen, als er zu dieser Entscheidung gelangt war. Mrs. Hanshaw lächelte steif und musterte ihn aus engen Augen, als erwarte sie, daß die Worte gleichsam magisch von seinen Lippen flössen. Richard rutschte auf seinem Sessel hin und her, hörte teilnahmslos Dr. Sloanes tastenden Versuchen zu, ein Gespräch in Gang zu bringen. Er langweilte sich tödlich und war anscheinend unfähig, das zu verbergen.

Dann fragte Dr. Sloane plötzlich: »Hättest du Lust, mit mir spazierenzugehen, Richard?«

Die Augen des Jungen weiteten sich, und er hörte auf, auf dem Sessel herumzurutschen.

»Spazierengehen, Sir?«

»Ich meine, draußen.«

»Sie gehen hinaus?«

»Manchmal. Wenn mir danach zumute ist.«

Richard war aufgesprungen. Verlegen bemühte er sich, seinen freudigen Eifer nicht zu zeigen.

»Ich hätte nicht gedacht, daß das irgend jemand tut.«

»Ich tue es. Und ich habe gern Gesellschaft dabei.«

Der Junge setzte sich unsicher wieder hin.

»Mammy ...«

Mrs. Hanshaw war zu Stein erstarrt. Ihre zusammengepreßten Lippen zitterten vor Entsetzen. Schließlich brachte sie es fertig zu sagen. »Aber sicher, Dickie. Paß gut auf dich auf!«

Sie warf Dr. Sloane einen kurzen, unheil schwangeren Blick zu.

In einer Beziehung hatte Dr. Sloane gelogen. Er ging nicht manchmal ins Freie. Seit seinen frühen Studienjahren war er nicht mehr an der frischen Luft gewesen. Sicher, er hatte immer viel für Sport übrig gehabt.

Auch zuletzt betrieb er noch Ausgleichssport. Aber zu seiner Zeit hatten sich gerade die ultravioletten Sporthallen durchgesetzt, die Hallenbäder und Tennissäle wuchsen nur so aus dem Erdboden. Diese Sportzentren waren viel angenehmer als die Freiluftplätze. Sie konnten benutzt werden, wann immer man dazu Lust hatte, unabhängig von der Jahreszeit. Bald gab es überhaupt keinen Grund mehr, an die frische Luft zu gehen.

So fühlte er ein leichtes Kribbeln auf der Haut, als der Wind ihn umstrich, als er mit seinen Schmutzabweisern vorsichtig durch das

bloße Gras stapfte.

»Da, sehen Sie!« Richard war wie ausgewechselt. Er lachte, und jede Zurückhaltung war von ihm gewichen.

Dr. Sloane konnte nur einen blauen Streifen sehen, der in einem Baumwipfel endete. Blätter raschelten, und das blaue Ding verschwand.

»Was war das?«

»Ein Vogel«, sagte Richard. »Ein blauer Vogel.«

Dr. Sloane blickte sich erstaunt um. Der Hanshaw-Besitz lag auf einer kleinen Erhebung, und man konnte meilenweit sehen. Das Gebiet war nur locker von Bäumen bestanden, und dazwischen schimmerte das Gras in der Sonne.

Im tieferen Grün leuchteten Farben auf, bildeten rote und gelbe Muster. Das waren Blumen. Er hatte sie in Büchern abgebildet gesehen, und manchmal auch in alten Filmen. Er hatte einiges darüber gelernt, und so schien ihm das Bild, das sich ihm jetzt bot, seltsam vertraut.

Aber das Gras war so schön und saftig, die Blumen wuchsen in so wohlgeordneten Mustern. Dumpf wurde ihm bewußt, daß er erwartet hatte, hier draußen eine Art Wildnis vorzufinden.

»Wer sorgt denn für die Gegend hier?«

Richard zuckte mit den Schultern.

»Weiß ich nicht. Vielleicht die Mechanos.«

»Die Mechanos?«

»Sie wimmeln in Scharen hier herum. Manchmal kommen sie mit einer Art Atommesser. Das halten sie ganz nahe an den Erdboden. Damit können sie das Gras schneiden. Und dann trödeln sie mit den Blumen herum und allem möglichen Zeug. Sehen Sie, da drüben ist einer!«

Man sah eine kleine Gestalt, etwa eine halbe Meile entfernt. Die Metallhaut warf die Sonnenstrahlen zurück, als der Me-chano langsam über die glänzende Wiese glitt. Er schien sich mit irgend etwas zu beschäftigen. Dr. Sloane konnte nicht sehen, womit.

Dr. Sloane staunte. Eine Art perverser Ästhetizismus, verdächtig.

»Was ist das?« fragte er plötzlich.

Richard blickte in die Richtung, in die Dr. Sloane deutete.

»Ein Haus. Es gehört den Froehlichs. A-3, 23, 461. Der kleine Punkt da ist das Tor.«

Dr. Sloane starrte das Haus an. War es tatsächlich so seltsam, wie es von außen aussah? Er hatte etwas Höheres erwartet, etwas Würfelförmigeres.

»Kommen Sie!« rief Richard und lief davon.

Dr. Sloane folgte ihm etwas langsamer.

»Kennst du alle Häuser hier?«

»Fast alle.«

»Wo ist A-3, 26, 475?« Das war natürlich sein eigenes Haus.

Richard blickte sich um.

»Warten Sie mal ... Oh, ja, sicher. Ich weiß, wo es ist. Sehen Sie das Wasser dort?«

»Wasser?« Dr. Sloane entdeckte ein silbernes Band, das sich durch das Grün schlängelte.

»Das ist wirkliches Wasser«, sagte Richard. »Es fließt über Steine und alle möglichen Dinge, ununterbrochen. Man kann es überqueren, wenn man auf die Steine tritt. Es wird Fluß genannt.«

Es ist wohl eher ein Bach, dachte Dr. Sloane. Er hatte natürlich auch Geographie studiert, aber heutzutage verstand man unter diesem Fach natürlich nur ökonomische und zivilisatorische Geographie. Die ursprüngliche Geographie war beinahe ausgestorben und wurde nur mehr von wenigen SpezialWissenschaftlern betrieben. Trotzdem kannte er wenigstens theoretisch den Unterschied zwischen Fluß und Bach.

»Jenseits des Flusses, dort hinter dem Hügel mit der dichten Baumgruppe ist A-3, 26, 475. Es ist ein hellgrünes Haus mit einem weißen Dach.«

»Tatsächlich?« Dr. Sloanes Überraschung war echt. Er hatte nicht gewußt, daß sein Haus grün war.

Ein kleines Tier strich durch das Gras, ängstlich bemüht, den Menschenfüßen zu entkommen. Richard blickte ihm nach und zuckte mit den Schultern.

»Man kann sie nicht fangen. Ich habe es schon oft versucht.«

Ein Schmetterling flog vorbei, ein flatterndes gelbes Etwas. Dr. Sloane blickte ihm nach.

Leises Summen lag über der Wiese, unterbrochen von einem gelegentlichen heiseren Schrei, ein Klappern, ein Zwitschern, ein Schnattern, einmal lauter, dann wieder leiser. Als Dr. Sloa-nes Ohren sich an die fremdartigen Geräusche gewöhnt hatten, erkannte er, daß er tausend verschiedene Laute hörte. Und kein einziger stammte von einem Menschen.

Ein Schatten fiel über die Landschaft, bewegte sich auf ihn zu, bedeckte ihn. Plötzlich wurde es kühler. Verwirrt blickte er nach oben.

»Das ist nur eine Wolke«, sagte Richard. »In einer Minute verschwindet sie wieder. Da, diese Blumen! Wie die riechen!«

Sie waren nun einige hundert Yards vom Hanshaw-Haus entfernt. Die Wolke glitt vorbei, und wieder schien die Sonne. Dr. Sloane blickte zurück. Erschrocken sah er, wie weit sie schon gegangen waren. Wenn er das Haus nicht mehr sehen konnte und wenn Richard davonlaufen sollte, würde er den Weg zurück finden?

Ungeduldig schob er diesen Gedanken beiseite und blickte auf

den Bach hinab, dem sie nun nähergekommen waren. Dort hinter dem Hügel mußte sein Haus stehen. Hellgrün? dachte er verwundert.

»Du bist ja ein richtiger Forschungsreisender«, sagte er.

Mit schüchternem Stolz erwiderte Richard: »Wenn ich in die Schule oder nach Hause gehe, nehme ich immer einen anderen Weg und lerne wieder etwas Neues kennen.«

»Aber du gehst nicht jeden Morgen ins Freie, nicht wahr? Manchmal benutzt du doch wohl auch das Tor.«

»Ja, sicher.«

»Warum, Richard?« Dr. Sloane fühlte, daß diese Frage wesentlich war.

Aber Richard enttäuschte ihn. Mit hochgezogenen Brauen und erstauntem Blick sagte er: »Nun, manchmal regnet es, und da muß ich das Tor benutzen. Ich hasse es zwar, aber was soll ich machen? Vor zwei Wochen bin ich in den Regen gekommen, und ich . « Er drehte sich automatisch um, und seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Ich habe mich verkühlt, und Mammy hat sich sehr aufgeregt.«

Dr. Sloane seufzte.

»Sollen wir umkehren?«

Enttäuschung malte sich auf Richards Gesicht.

»Ach! Warum denn?«

»Deine Mutter wartet vielleicht schon auf uns.«

»Wahrscheinlich.« Widerstrebend kehrte der Junge um.

Sie wanderten langsam zurück.

»Einmal habe ich in der Schule einen Aufsatz geschrieben«, erzählte Richard, »über das Thema, welches alte Fahrzeug ich mir aussuchen würde. Ich habe ein Großverkehrsflugzeug gewählt und geschrieben, wie ich mir die Sterne und Wolken und alle möglichen anderen Dinge ansehen würde. Damals war ich noch richtig blöd.«

»Und jetzt würdest du dir ein anderes Fahrzeug aussuchen?«

»Da können Sie drauf wetten. Ich würde in einem Auto fahren, ganz langsam. Dann würde ich alles sehen, was es auf der Erde gibt.«

Mrs. Hanshaw blickte den Psychiater besorgt und etwas unsicher an.

»Und sie glauben nicht, daß es anormal ist, Doktor?«

»Vielleicht ungewöhnlich, aber nicht anormal. Er liebt eben die frische Luft und die Welt da draußen.«

»Wie kann er nur! Es ist doch so schmutzig, so unangenehm!«

»Das ist eine Frage des Geschmacks. Vor Jahrhunderten waren unsere Ahnen die meiste Zeit im Freien. Ich glaube, sogar heute gibt es Millionen Afrikaner, die noch nie im Leben ein Tor gesehen haben.«

»Aber ich habe Richard immer dazu angehalten, sich zu benehmen, wie sich ein anständiger Mensch in Distrikt A-3 zu benehmen hat«, sagte Mrs. Hanshaw wütend. »Nicht wie ein Afrikaner

- oder einer unserer Ahnen.«

»Daraus resultieren ja seine Schwierigkeiten. Er spürt den Drang hinauszugehen, und gleichzeitig spürt er, daß er etwas Unrechtes tut. Er schämt sich, darüber mit Ihnen oder mit seiner Lehrerin zu sprechen. Es zwingt ihn dazu, sich in sich selbst zu verkriechen, und das könnte unter Umständen gefährlich werden.«

»Aber wie kann ich ihn überreden, mit dem Unsinn aufzuhören?«

»Versuchen Sie es nicht«, sagte Dr. Sloane. »Versuchen Sie lieber, seine Aktivität in die richtigen Bahnen zu lenken. An dem Tag, als ihr Tor nicht funktionierte, war er gezwungen, ins Freie zu gehen. Er entdeckte, daß ihm das gefiel, und von da an ging er zu Fuß in die Schule und nach Hause, um dieses erste erregende Erlebnis ständig zu wiederholen. Nehmen Sie einmal an, Sie erlauben ihm, am Samstag oder Sonntag für zwei Stunden das Haus zu verlassen. Dann wird er einsehen, daß er es nicht täglich erzwingen muß, sondern wieder wie üblich an den Schultagen das Tor benutzen. Glauben Sie nicht, daß seine Schwierigkeiten mit der Lehrerin und wahrscheinlich auch mit den Mitschülern dann aufhören?«

»Aber dann ändert sich ja gar nichts. Muß das so sein? Wird er nie mehr normal werden?«

Dr. Sloane erhob sich.

»Mrs. Hanshaw, er ist so normal wie jedes andere Kind. Er kostet eben gerade die Freuden des Verbotenen aus. Wenn Sie ihm beistehen, wenn Sie ihm zeigen, daß sie seine Handlungsweise nicht mißbilligen, wird das Verbotene bald seine Anziehungskraft verlieren. Wenn er älter wird, wird er rechtzeitig genug erkennen, welche Forderungen die Gesellschaft an ihn stellt. Er wird lernen, sich anzupassen. In jedem von uns steckt ein kleiner Rebell, aber er stirbt, wenn wir alt und müde werden. Aber wenn man den kleinen Rebellen unterdrückt und ihm nicht erlaubt, sich auszuleben, wird er nie sterben. Setzen Sie Richard also nicht unter Druck. Bald wird er wieder in Ordnung sein.«

Er ging zum Tor.

»Und Sie glauben nicht, daß eine psychiatrische Routineuntersuchung nötig ist?« fragte Mrs. Hanshaw.

Ärgerlich fuhr er herum.

»Nein, unter keinen Umständen! Der Junge hat nichts, das eine solche Untersuchung rechtfertigen würde. Verstehen Sie? Nichts!«

Er hob den Finger, und einen Zoll von der Schalttafel des Tores entfernt blieb der Finger plötzlich in der Luft hängen. Er runzelte die Stirn.

»Was ist denn los?« fragte Mrs. Hanshaw.

Aber er hörte sie nicht. Er dachte an das Tor, an die psychiatrische Routineuntersuchungen, und an den steigenden, erdrük-kenden Strom der Maschinerie. In jedem von uns steckt ein

kleiner Rebell, dachte er.

Er ließ die Hand sinken, wandte dem Tor den Rücken zu und sagte mit sanfter Stimme: »Heute ist so ein wunderschöner Tag. Ich glaube, ich gehe lieber zu Fuß nach Hause.«

Streikbrecher

In meinem Vorwort zu »Und Finsternis wird kommen ...«, erklärte ich, daß der Erfolg einer Arbeit oft völlig unerwartet eintreffen kann. Im Fall »Streikbrecher« dachte ich, etwas ganz Besonderes geschaffen zu haben. Die Erzählung schien mir frisch und originell. Ich fühlte, daß ich ein aufregendes soziologisches Thema behandelt hatte, das viele Bedeutungen impliziert und eine ganze Menge Pathos enthält. Aber die Erzählung ging ziemlich unbemerkt in der Flut der Neuerscheinungen unter.

Aber in dieser Beziehung kann ich sehr hartnäckig sein. Wenn ich eine Geschichte mag, dann mag ich sie, und deshalb will ich ihr in diesem Sammelband eine zweite Chance geben.

Das ist eine meiner Erzählungen, deren Ursprung mir noch genau in Erinnerung ist. Das Thema hängt mit einem meiner Trips nach New York zusammen, die mehr und mehr zu Höhepunkten meines Lebens werden. Diese Trips bedeuten nämlich für mich die einzigen Gelegenheiten, für mehr als drei oder vier Tage meine schriftstellerische Arbeit zu unterbrechen, ohne ein schlechtes Gewissen zu verspüren.

Natürlich muß jedes unangenehme Ereignis, das einen dieser Trips in Frage stellt, meine normalerweise so unerschütterliche Kaltblütigkeit zum Erliegen bringen. Tatsächlich, ich würde sogar einen Wutanfall kriegen. Es ist natürlich schon schlimm genug, wenn sich mir Naturgewalten in den Weg stellen würden, ein Hurrikan oder ein Blizzard zum Beispiel. Aber ein Streik der Untergrundbahn-Bediensteten? Dabei müßten nicht einmal alle Angestellten der U-Bahn streiken, nur ein paar Männer, etwa fünfunddreißig. Aber sie würden das ganze U-Bahn-System und damit die ganze Stadt zusammenbrechen lassen. Und wenn ein solcher Streik tatsächlich stattfinden sollte, konnte ich mich kaum in das heillose Durcheinander der

Stadt wagen.

»Wo wird dies alles enden«, fragte ich den Himmel in bester tragischer Manier, hob die eine Faust und krallte die Finger der anderen Hand in mein Haar. »Eine Handvoll Männer kann eine ganze Metropolis in Schrecken versetzen. Wo wird dies enden?«

Meine ausdrucksvolle Gestik fror ein, als ich in Gedanken diese Situation zu ihrem logischen Extrem weiterverfolgte. Vorsichtig zog ich meine Fäuste wieder ein und ging in mein Arbeitszimmer, um »Streikbrecher« zu schreiben.

Das Happy-End an der ganzen Sache war, daß der drohende Streik nicht eintrat und ich nach New York fahren konnte.

Noch eine Besonderheit dieser Erzählung: Sie stellt meinen persönlichen Rekord von idiotischen Titeländerungen dar. Der Herausgeber des Magazins, in dem sie zuerst erschien, war Robert W. Lowndes, der mir

stets als netter, belesener Mann erschienen war. Er hatte nichts damit zu tun. Irgendein Idiot in der Redaktion benannte meine Geschichte in »Die männlichen Streikbrecher« um.

Warum »männlich«? Welcher zusätzliche Sinn wird dem Titel durch dieses Adjektiv verliehen? Welche Illustration? Welche Verbesserung? Ich kann natürlich verstehen (wenn auch nicht billigen), daß ein Herausgeber aus Gründen der Reklame eine lächerliche Titeländerung vornimmt, aber in diesem Fall wird der geänderte Titel bestimmt nicht den Umsatz steigern.

Nun ja, ich nenne meine Erzählung wieder so, wie sie ursprünglich hieß.

Elvis Blei rieb seine plumpen Hände und sagte: »Selbsthilfe, darauf kommt es an.« Er lächelte unbehaglich, während er Steven Lamorak von der Erde Feuer gab. Sein glattes Gesicht mit den kleinen, weit auseinanderstehenden Augen zeigte nichts als Unbehagen.

Lamorak blies genüßlich den Rauch aus und schlug seine dünnen Beine übereinander. Sein Haar war mit grauen Strähnen durchzogen, und er hatte stark ausgeprägte Kieferbacken.

»Eigenbau?« fragte er und starrte kritisch auf die Zigarette. Er suchte zu verbergen, daß ihn die offensichtliche Verwirrung des anderen störte.

»Sicher«, sagte Blei.

»Ich wundere mich«, sagte Lamorak, »daß Sie auf Ihrem kleinen Planeten Raum für solche Luxusgüter haben.«

(Lamorak dachte daran, wie er aus dem Sichtfenster seines Raumschiffs den ersten Blick auf den Planeten Elsevere geworfen hatte. Ein gekerbter, luftloser Planetoid von einigen hundert Meilen Durchmesser, ein staubiggrauer, zerklüfteter Steinklumpen, der im Licht seiner Sonne trüb schimmerte, 200 000 000 Meilen entfernt. Er war das einzige Objekt, das diese Sonne umkreiste und mehr als eine Meile im Durchmesser maß. Und jetzt waren die Menschen in diese Miniaturwelt eingedrungen und hatten eine Gesellschaft etabliert. Und er selbst, der Soziologe Lamorak, war gekommen, um diesen Planeten zu studieren und zu beobachten, wie die Menschheit ihr Leben in dieser merkwürdigen Nische des Weltraums eingerichtet hatte.)

Bleis höfliches, einstudiertes Lächeln wurde um eine Nuance breiter. Er erwiderte: »Das ist keine kleine Welt, Dr. Lamorak. Sie beurteilen uns nach dem zweidimensionalen Blickwinkel. Die Oberfläche von Elsevere ist zwar nur drei Viertel so groß wie die des Staates New York, aber das ist irrelevant. Denken Sie daran, daß wir das ganze Innere des Planeten nutzen können, wenn wir wollen. Eine Sphäre von fünfzig Meilen Radius hat ein Volumen von über einer halben Million Kubikmeilen. Wenn ganz Elsevere auf Flächen im Abstand von fünfzig Fuß bebaut beziehungsweise genutzt wäre, so hätte der Planetoid eine Oberfläche von etwa 56 000 000

Quadratmeilen. Das ist ungefähr so viel wie die Landfläche der Erde. Und keine dieser Quadratmeilen wäre unproduktiv, Doktor.«

»Großer Gott«, sagte Lamorak und starrte sein Gegenüber sekundenlang erstaunt an. »Ja, natürlich haben Sie recht. Daß ich daran nicht gedacht habe! Dann wäre Elsevere ja die einzige vollgenutzte planetoide Welt in der Galaxis. Aber die Menschen denken eben meist nur an zweidimensionale Oberflächen, wie Sie ganz richtig festgestellt haben. Nun, ich freue mich um so mehr, daß Ihre Regierung so entgegenkommend war, mir bei meinen Untersuchungen freie Hand zu lassen.«

Blei nickte krampfhaft.

Lamorak runzelte leicht die Stirn und dachte: Er benimmt sich, wie wenn er sich wünschte, ich wäre nicht gekommen. Irgend etwas stimmt da nicht.

»Natürlich wissen Sie, daß wir viel größer sein könnten, als wir tatsächlich sind. Nur kleine Teile von Elsevere sind bis jetzt ausgehöhlt und besetzt worden. Wir sind auch gar nicht besonders daran interessiert, uns auszudehnen, höchstens in einem ganz langsamen Prozeß. Bis zu einem gewissen Grad wird unser Expansionsdrang von der Kapazität unserer PseudoSchwerkraft-Maschinen und Sonnenenergie-Konverter begrenzt.«

»Ich verstehe. Aber sagen Sie mir, Regierungsrat Blei ... Es ist nur rein persönliche Neugier und hat nichts mit meinem Projekt zu tun - könnte ich einige Ihrer Ackerbau- und Viehzuchtflächen besichtigen? Der Gedanke an Weizenfelder und Rinderherden im Innern eines Planetoiden fasziniert mich geradezu.«

»Sie werden sehen, daß die Rinder an Ihrem Maßstab gemessen verhältnismäßig klein sind, und wir haben nicht viel Weizen. In viel größerem Umfang bauen wir Hefe an. Aber ein bißchen Weizen kann ich Ihnen schon zeigen. Auch Baumwolle und Tabak. Sogar Obstbäume.«

»Wunderbar! Wie Sie sagen, Selbsthilfe ist das einzig Wahre. Sie führen alle Materie wieder auf die Ursubstanz zurück, nehme ich an.«

Lamoraks scharfen Augen konnte es nicht entgehen, daß Blei bei dieser letzten Bemerkung kaum merklich zusammenzuckte. Die Augen des Elseveraners zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen, um seine Empfindungen nicht zu verraten.

»Ja, das ist richtig. Luft, Wasser, Nahrungsmittel, Minerale -alles muß wieder auf die Grundsubstanz zurückgeführt werden, wenn es verbraucht ist. Eine enorme Anzahl von Produkten wird wieder in Rohmaterial verwandelt. Dazu brauchen wir nichts als Energie, und davon haben wir genug. Wir können natürlich nicht mit hundertprozentiger Effizienz arbeiten. Irgend etwas wird immer nutzlos verpufft. Eine geringe Menge von Wasser müssen wir jährlich

importieren. Und wenn unsere Bedürfnisse wachsen, werden wir auch Kohlenstoff und Sauerstoff einführen müssen.«

»Wann können wir mit unserer Tour beginnen, Regierungsrat Blei?« fragte Lamorak.

Bleis Lächeln wurde noch frostiger, als es ohnehin schon war.

»Sobald wir können, Doktor. Es müssen nur noch einige Formalitäten erledigt werden.«

Lamorak nickte, und als er seine Zigarette zu Ende geraucht hatte, drückte er sie aus.

Formalitäten? Von dieser Verzögerungstaktik war in der vorangegangenen Korrespondenz nichts zu spüren gewesen. Im Gegenteil, Elsevere schien sogar stolz darauf zu sein, daß seine einzigartige planetoide Existenz die Aufmerksamkeit der Galaxis auf sich gezogen hatte.

»Ich nehme an, ich könnte diese engmaschig gestrickte Gesellschaft störend beeinflussen«, sagte Lamorak und hörte grimmig zu, wie Blei diese Erklärung überging und seine eigene zum Besten gab.

»Nun ja«, sagte Blei, »wir fühlen uns von der übrigen Galaxis etwas abgesondert. Wir haben unsere eigenen Sitten. Jeder einzelne Elseveraner hat seinen eigenen, bequemen Platz in unserer Gesellschaft. Wenn ein Fremder ohne genau bestimmbaren gesellschaftlichen Stand auftaucht, so wirkt das auf unsere Leute natürlich verwirrend.«

»Dieses Kastensystem bringt aber eine gewisse Starre mit sich.«

»Sicher«, sagte Blei rasch, »aber ebenso eine gewisse Selbstsicherheit. Wir haben strenge Heiratsgesetze, und auch die Erbfolge jedes einzelnen besetzten Platzes ist genau geregelt. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind - alle wissen, wohin sie gehören, sie akzeptieren ihren Platz in der Gesellschaft und werden auch von ihr akzeptiert. Wir kennen keine Neurosen oder Geisteskrankheiten.«

»Und es gibt keine Außenseiter?«

Blei öffnete den Mund zu einem raschen »Nein«, schloß ihn aber sofort wieder fest, noch bevor das Wort über seine Lippen gekommen war. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Nach einer kleinen Pause sagte er: »Ich werde die Tour für Sie arrangieren, Doktor. In der Zwischenzeit werden Sie sich vielleicht etwas frischmachen und schlafen wollen.«

Sie erhoben sich und verließen gemeinsam den Raum, wobei Blei dem Erdenmann höflich den Vortritt ließ.

Es bedrückte Lamorak, daß sein Gespräch mit Blei eine so unangenehme Wendung genommen hatte. Die Zeitung verstärkte dieses beklemmende Gefühl noch. Er las sie sorgfältig, bevor er zu Bett ging. Zuerst brachte er ihr nur ein rein wissenschaftliches Interesse

entgegen. Es war eine achtseitige kleinformatige Zeitung aus synthetischem Papier. Ein Viertel ihres Umfangs war den sogenannten »Personellen Nachrichten« gewidmet. Darin las man von Geburtstagen, Hochzeiten, Todesfällen, Beförderungen, von neuem bewohnbaren Volumen (nicht Fläche! Man betrachtete es dreidimensional!). Der übrige Teil der Zeitung beinhaltete wissenschaftliche Essays, Erziehungsmaterial und Prosa. Einen Nachrichtenteil, der Neuigkeiten umfaßte, wie Lamorak sie von der Erde her gewohnt war, gab es nicht.

Nur ein Artikel entsprach in etwa einer Zeitungsnachricht, wie man sie auf der Erde kannte. Er war in seiner Unvollständigkeit erschreckend.

Unter der kleinen Schlagzeile FORDERUNGEN NICHT GEÄNDERT las Lamorak: *Seine gestrige Haltung hat sich nicht geändert. Nach einem zweiten Gespräch verkündete der oberste Regierungsrat, daß seine Forderungen völlig unvernünftig geblieben sind und unter keinen Umständen gebilligt werden können.*

Darunter stand in Parenthese und in einem anderen Schriftgrad zu lesen: *Der Herausgeber dieser Zeitung ist ebenfalls der Meinung, daß Elsevere nicht nach seiner Pfeife tanzen kann und will, komme, was da wolle.*

Lamorak las den Artikel noch dreimal. *Seine* Haltung. *Seine* Forderungen. *Seine* Pfeife.

Wessen?

Er schlief in dieser Nacht sehr schlecht.

In den folgenden Tagen hatte er keine Zeit, noch irgendwelche Zeitungen zu lesen. Aber in Gedanken beschäftigte er sich doch immer wieder mit jenem sonderbaren Artikel.

Blei, der während der Tour als sein Führer und Begleiter war, benahm sich immer zurückhaltender.

Am dritten Tag (genau nach dem Muster des vierundzwanzigstündigen Erdentages festgesetzt) blieb Blei stehen und sagte: »Diese Ebene ist zur Gänze der chemischen Industrie gewidmet. Diese Abteilung ist nicht wichtig ...«

Aber er wandte sich eine Spur zu schnell ab, und Lamorak hielt ihn am Arm zurück.

»Was wird in dieser Abteilung produziert?«

»Kunstdünger. Gewisse Organismen«, sagte Blei steif.

Lamorak blickte sich um. Aus welchem Grund war Blei so eifrig darauf bedacht, möglichst schnell von hier zu verschwin-den? Seine Augen glitten über die dicht beieinander stehenden Steinbauten, die sich zwischen die einzelnen Ebenen quetschten.

»Sind das nicht Privatwohnungen?«

Blei blickte nicht in die Richtung, in die Lamorak deutete. »Das ist

das größte Wohngebiet, das ich bis jetzt gesehen habe«, sagte Lamorak. »Warum befindet es sich auf Industrieboden?« Das allein war bemerkenswert. Er hatte bereits festgestellt, daß die einzelnen Ebenen in Elsevere streng in Wohngebiete, Ackerland und Industriegebiete geteilt waren.

Er drehte sich um und rief: »Regierungsrat Blei!«

Der Regierungsrat ging davon, und Lamorak folgte ihm mit hastigen Schritten.

»Ist hier irgend etwas nicht in Ordnung?«

»Ich bin unhöflich, ich weiß«, murmelte Blei. »Es tut mir leid. Gewisse Angelegenheiten, die mir Sorge bereiten ...« Er ging immer schneller.

»Geht es um seine Forderungen?«

Blei blieb abrupt stehen.

»Was wissen Sie denn davon?«

»Nicht mehr, als ich gesagt habe. Ich habe davon in der Zeitung gelesen.«

Blei murmelte etwas vor sich hin.

»Ragusnik?« fragte Lamorak. »Was ist das?«

Blei stieß einen schweren Seufzer aus.

»Ich glaube, Sie müssen es erfahren. Es ist erniedrigend und äußerst peinlich. Die Regierung dachte, daß die Angelegenheit in kurzer Zeit bereinigt werden könnte, daß Sie es nicht wissen und nicht damit belastet werden müßten. Aber es dauert jetzt schon fast eine Woche. Ich weiß nicht, was passieren wird. Und wenn der äußere Anschein auch harmlos wirkt, so wäre es doch das beste für Sie, uns zu verlassen. Es besteht kein Grund für einen Fremden, sein Leben zu riskieren.«

Der Erdenmann lächelte ungläubig.

»Das Leben riskieren? In dieser kleinen, friedlichen, geschäftigen Welt? Das kann ich nicht glauben.«

Der elseveranische Regierungsrat sagte: »Ich kann es Ihnen erklären. Ich denke, das wird am besten sein.« Er wandte sich ab. »Wie Sie wissen, muß alles auf Elsevere auf die Grundsubstanz zurückgeführt werden. Sie verstehen das.«

»Ja.«

»Das schließt auch - hm - menschliche Exkremente mit ein.«

»Das ist mir klar.«

»Das Wasser wird durch Destillation und Absorption entzogen. Was übrigbleibt, wird in Kunstdünger für die Hefekulturen verwandelt. Manches wird auch für Organismen oder Nebenprodukte verwendet. Die Fabriken, die Sie hier sehen, wurden für diese Zwecke errichtet.«

»Ach ja?« Lamorak hatte sich bei seiner ersten Landung auf

Elsevere überwinden müssen, Wasser zu trinken, denn er war realistisch genug, um sich darüber klar zu sein, woraus dieses Wasser gewonnen wurde. Aber er hatte dieses Ekelgefühl bald überwunden. Auch auf der Erde wurde das Wasser in natürlichen Prozessen aus allen möglichen widerlichen Substanzen gewonnen.

Blei fuhr mit wachsendem Unbehagen fort.

»Ignor Ragusnik ist für die industrielle Verarbeitung der Exkremente verantwortlich. Diese Industrie ist im Besitz seiner Familie, seit Elsevere kolonisiert wurde. Einer der ersten Siedler war Mikhail Ragusnik, und er - er ...«

»Er übernahm die Nutzbarmachung der menschlichen Exkremente.«

»Ja. Diese Wohnsiedlung, die Sie soeben gesehen haben, gehört Ragusnik. Sie ist die schönste auf dem ganzen Planetoiden. Ragusnik hat viele Privilegien, die wir anderen nicht haben. Aber, trotz allem .« Die Stimme des Regierungsrats zitterte plötzlich vor verhaltener Leidenschaft. »Wir können nicht mit ihm sprechen.«

»Was?«

»Er verlangt völlige gesellschaftliche Gleichstellung. Er will, daß seine Kinder mit den unseren spielen, daß unsere Ehefrauen die weiblichen Mitglieder seiner Familie besuchen ... Oh!« Er stöhnte angewidert auf.

Lamorak dachte an den Zeitungsartikel. Der verantwortliche Redakteur hatte es nicht einmal über sich gebracht, Ragusniks Namen drucken zu lassen, geschweige denn dessen Forderungen genau zu definieren.

»Ich nehme an, man betrachtet ihn wegen seines Jobs als Außenseiter«, sagte Lamorak.

»Natürlich. Menschliche Exkremente und ...« Blei fehlten die Worte. Nach einer Pause sagte er etwas ruhiger: »Als Erdenmann können Sie das vielleicht nicht verstehen.«

»Als Soziologe schon, glaube ich.« Lamorak dachte an die Unberührbaren im alten Indien, an die Menschen, die mit Leichen in Berührung gekommen waren. Er dachte an die Schweinehirten im alten Judäa.

»Ich nehme an, daß Elsevere Ragusniks Forderungen nicht erfüllen werden«, sagte Lamorak.

»Niemals«, erwiderte Blei energisch. »Niemals!«

»Und?«

»Ragusnik hat gedroht, seine Betriebe nicht mehr voll arbeiten zu lassen.«

»Mit anderen Worten, er will streiken.«

»Ja.«

»Würde sich daraus eine ernste Situation ergeben?«

»Für eine Weile haben wir noch genug Nahrungsmittel und Wasser. In dieser Beziehung ist die Nutzbarmachung also nicht so wichtig. Aber die Exkremente häufen sich an. Sie werden den Planetoiden vergiften. Nachdem die Krankheiten seit Generationen sorgfältig kontrolliert wurden, können wir den Krankheitserregern natürlicherweise nur eine geringe Widerstandskraft entgegensetzen. Wenn eine Epidemie ausbricht, und das wird mit Sicherheit der Fall sein, werden wir zu Hunderten dahingerafft werden.«

»Ist sich Ragusnik dessen bewußt?«

»Ja, natürlich.«

»Glauben Sie wirklich, daß er dann seine Drohung wahrmachen wird?«

»Er ist verrückt. Er hat bereits die Arbeit teilweise gestoppt. Seit dem Tag vor Ihrer Landung sind keine Exkremente mehr nutzbar gemacht worden.« Bleis Knollennase schnüffelte angewidert.

Auch Lamorak schnüffelte ganz automatisch, aber er roch nichts.

»Jetzt verstehen Sie sicher, warum es für Sie das beste wäre, Elsevere zu verlassen. Es demütigt uns zutiefst, Ihnen diesen Vorschlag machen zu müssen.«

»Warten Sie. Noch will ich Ihrem Planetoiden nicht den Rücken kehren. Großer Gott, diese Angelegenheit ist von größtem beruflichen Interesse für mich. Könnte ich mit Ragusnik sprechen?«

»Auf keinen Fall«, sagte Blei erschrocken.

»Aber es wäre sehr wichtig für mich, diese Situation genau verstehen zu lernen. Die gesellschaftlichen Bedingungen hier sind einzigartig und treten in dieser Form sonst nirgendwo in der Galaxis auf. Im Namen der Wissenschaft .«

»Würde es Ihnen genügen, das Gespräch mittels Bildempfang zu führen?«

»Ja.«

»Ich werde die Regierung fragen«, murmelte Blei.

Sie saßen unbehaglich neben Lamorak. Ihre sonst so strengen, würdigen Gesichter waren angstvoll verzerrt. Blei, der in ihrer Mitte saß, mied sorgfältig den Blick des Erdenmanns.

Der oberste Regierungsrat, ein grauhaariger Mann mit faltigem Gesicht und magerem Hals, sagte leise: »Wenn Sie ihn irgendwie aus Ihrer eigenen innersten Überzeugung heraus überreden könnten, Sir, so würden wir das sehr begrüßen. Aber Sie dürfen keinesfalls andeuten, daß wir auch nur in der geringsten Beziehung gewillt sind, seinen Forderungen nachzugeben.«

Ein gazeartiger Vorhang senkte sich zwischen Blei und die Mitglieder des Regierungsrats. Er konnte die einzelnen Regierungsräte noch erkennen. Jetzt wandte er sich mit einer entschlossenen Bewegung dem Empfangsgerät zu, das zu leuchten begann.

Ein Kopf erschien in natürlichen Farben und sehr realistisch. Es war ein großer, dunkler Kopf mit einem massiven, stoppelbärtigen Kinn. Dicke rote Lippen bildeten eine feste, horizontale Linie.

Das Bild fragte mißtrauisch: »Wer sind Sie?«

»Ich heiße Steven Lamorak. Ich komme von der Erde.« »Ein Fremder?«

»Ganz recht. Ich bin zu Besuch auf Elsevere. Sind Sie Ra-gusnik?«

»Igor Ragusnik, zu Diensten«, sagte das Bild spöttisch. »Aber ich werde niemandem zu Diensten sein, solange meine Familie und ich nicht wie Menschen behandelt werden.«

»Erkennen Sie nicht die Gefahr, in der sich Elsevere befindet? Es ist möglich, daß eine Epidemie ausbricht.«

»Die Situation kann sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden normalisieren, wenn sie mir erlauben, wie jeder andere Mensch zu leben. Es liegt in ihrer Hand.«

»Sie scheinen ein gebildeter Mann zu sein, Ragusnik.«

»So?«

»Es wurde mir gesagt, daß Ihnen jeder materielle Komfort zur Verfügung steht. Sie wohnen, essen und kleiden sich besser als jeder andere Mensch auf Elsevere. Ihre Kinder genießen die beste Erziehung.«

»Sicher. Das habe ich aber nur einem gut funktionierenden

Mechanismus zu verdanken. Mutterlose weibliche Babys werden zu uns gesandt. Sie wachsen bei uns auf, und dann heiraten sie die männlichen Mitglieder meiner Familie. Aber die Mädchen sterben jung. Aus Einsamkeit. Warum?« Plötzliche Leidenschaft schwang in seiner Stimme mit. »Wir müssen isoliert leben, als wären wir Ungeheuer. Warum? Warum darf kein Mensch in unsere Nähe? Sind wir nicht genauso Menschen wie die anderen? Haben wir nicht dieselben Bedürfnisse, Wünsche und Gefühle? Haben wir nicht eine ehrenhafte und nützliche Funktion innerhalb der Gesellschaft?«

Gequälte Seufzer ertönten hinter Lamorak. Ragusnik hörte sie und erhob seine Stimme.

»Ich sehe die Mitglieder des Regierungsrats hinter Ihnen sitzen. Antworten Sie mir! Haben wir nicht eine ehrenhafte und nützliche Funktion? Es sind *Ihre* Exkremente, die wir zu Nahrungsmitteln für *Sie* verwandeln. Ist der Mann, der den Schmutz veredelt, schlechter als der, der ihn produziert? Hört, meine Herren Regierungsräte, ich werde *nicht* nachgeben. Soll ganz Elsevere an Krankheit zugrunde gehen, samt mir und meinem Sohn, wenn es notwendig sein sollte - aber ich werde nicht nachgeben. Es ist für meine Familie besser, an Krankheit zu sterben, als ihr jetziges Leben weiterzuführen.«

»Sie führen dieses Leben doch seit Ihrer Geburt, nicht wahr?« unterbrach ihn Lamorak.

»Und wenn das so wäre?«

»Da haben Sie sich doch sicher daran gewöhnt.«

»Niemals. Vielleicht habe ich resigniert. Mein Vater hat resigniert, und ich auch, eine Zeitlang. Aber dann habe ich meinen Sohn heranwachsen sehen, meinen einzigen Sohn. Nie hatte er einen Spielgefährten. Mein Bruder und ich, wir konnten wenigstens miteinander spielen. Aber mein Sohn wird niemals einen Freund haben, und deshalb bin ich nicht gewillt, noch länger zu resignieren. Ich bin fertig mit Elsevere, und ich habe nichts mehr zu sagen.«

Das Empfangsgerät verdunkelte sich.

Das Gesicht des obersten Regierungsrats war leichenblaß geworden. Von der Schar der Regierungsräte waren nur er und Blei hinter Lamorak sitzen geblieben.

»Der Mann ist geistesgestört«, sagte der oberste Regierungsrat. »Ich weiß nicht, wie ich ihn zwingen kann, Vernunft anzunehmen.«

Ein Glas Wein stand auf einem Tisch neben ihm. Als er es an die Lippen führte, zeichneten ein paar Tropfen rote Flecken auf seine weiße Hose.

»Sind seine Forderungen wirklich so unvernünftig?« fragte Lamorak. »Warum kann er nicht von der Gesellschaft akzeptiert werden?«

Bleis Augen flammten zornig auf.

»Ein Mann, der sich mit Exkrementen beschäftigt!« Dann zuckte er mit den Schultern. »Sie kommen eben von der Erde.«

»Kommt Ragusnik denn tatsächlich mit den Exkrementen in Berührung? Ich stelle mir vor, daß all die nötigen Arbeitsgänge doch von automatisierten Maschinen abgewickelt werden.«

»Natürlich«, sagte der oberste Regierungsrat.

»Und womit beschäftigt sich Ragusnik?«

»Er kontrolliert das Funktionieren der Maschinerie. Er schaltet die Anlagen aus, die repariert werden müssen. Er ändert die Arbeitskapazität je nach der Tageszeit. Er bestimmt die Menge der Endprodukte nach den jeweiligen Bedürfnissen.« Traurig fügte er hinzu: »Wenn wir genug Raum hätten, um die technischen Anlagen auf das Zehnfache vergrößern zu können, wäre es möglich, auch diese Funktionen alle maschinell durchzuführen. Aber das wäre sinnlose Vergeudung.«

»Jedenfalls tut Ragusnik nichts anderes als simple Knöpfe drücken und verschiedene maschinelle Kontakte herstellen.«

»Ja.«

»Dann unterscheidet sich seine Arbeit also nicht von der Arbeit jedes anderen Elseveraners.«

»Das verstehen Sie nicht«, sagte Blei steif.

»Und deshalb wollen Sie das Leben Ihrer Kinder aufs Spiel

setzen?«

»Wir haben keine andere Wahl«, sagte Blei. Seine Stimme klang schmerzlich genug, um Lamorak davon zu überzeugen, daß die Situation ihm zwar schreckliche Qualen bereite, er aber tatsächlich keinen Ausweg sehe.

Lamorak zuckte angewidert mit den Schultern. »Dann brechen Sie den Streik! Zwingen Sie ihn!«

»Wie?« fragte der oberste Regierungsrat. »Wer will schon mit ihm in Verbindung treten, in seine Nähe gehen? Und wenn wir seine Wohnungen aus gehöriger Distanz in die Luft sprengen - was würde uns das helfen?«

»Wissen Sie, wie man seine Maschinerie in Gang bringt?« fragte Lamorak nachdenklich.

Der oberste Regierungsrat erhob sich.

»Ich?« kreischte er.

»Ich meine nicht *Sie!«* schrie Lamorak in plötzlicher Wut. »Ich meine, kann *irgend jemand* lernen, mit Ragusniks Maschinen umzugehen?«

Langsam fand der oberste Regierungsrat seine Beherrschung wieder.

»Es steht alles in den Handbüchern, ich bin sicher - obwohl ich mich natürlich nie damit befaßt habe.«

»Dann könnte doch jemand die Prozedur erlernen und Ra-gusnik ersetzen, bis der Mann bereit ist nachzugeben.«

»Wer würde sich schon dafür hergeben?« fragte Blei. »Ich nicht, unter keinen Umständen.«

Lamorak dachte flüchtig an die Tabus auf der Erde, die ebenso mächtig sind. Er dachte an Kannibalismus, Inzest, Blasphemie.

»Aber Sie müssen doch Vorsorge getroffen haben, daß jemand Ragusniks Funktion übernehmen kann. Was geschieht denn, wenn er stirbt?« »Dann wird sein Sohn automatisch sein Nachfolger. Oder sein nächster Verwandter.«

»Und wenn alle Verwandten noch nicht erwachsen sind? Wenn die Familie plötzlich ausstirbt?«

»Das war noch nie der Fall. Und es wird auch nie geschehen.«

Der oberste Regierungsrat fügte hinzu: »Und sollte diese Gefahr wirklich einmal drohen, würden wir ein oder zwei Babys bei den Ragusniks aufwachsen lassen, damit sie den Beruf erlernen.«

»Ah! Und nach welchen Gesichtspunkten würden Sie die Babys aussuchen?«

»Wir würden eines oder zwei der Kinder wählen, deren Mütter bei der Geburt gestorben sind. Genauso, wie wir die künftigen Bräute der Ragusniks bestimmen.«

»Dann wählen Sie schleunigst einen Ersatzmann für Ragusnik«,

sagte Lamorak.

»Nein! Das ist unmöglich! Wie können Sie einen solchen Vorschlag machen? Wenn wir ein Baby zu diesem Zweck aussuchen, dann hat dieses Baby nie im Leben andere Menschen als die Ragusniks gekannt. Aber in diesem Fall müßten wir einen Erwachsenen bestimmen und ihn Ragusnik ausliefern. Nein, Dr. Lamorak. Wir sind keine Monstren oder Rohlinge.«

Es hat keinen Sinn, dachte Lamorak hilflos. Es hat keinen Sinn, außer ...

Aber er konnte es noch nicht über sich bringen, dieser Möglichkeit ins Gesicht zu sehen.

In der Nacht konnte Lamorak nicht schlafen. Ragusnik wollte nichts anderes als ein normales menschliches Leben führen. Aber auf der anderen Seite schwebten dreißigtausend Elseve-raner in Todesgefahr.

Das Wohl von dreißigtausend auf der einen Seite, die Forderungen einer einzelnen Familie auf der anderen. Konnte man sagen, daß dreißigtausend Menschen, die eine solche Ungerechtigkeit unterstützen, den Tod verdienen? Konnte man überhaupt von Ungerechtigkeit sprechen? Nach welchen Gesichtspunkten sollte man das beurteilen? Nach elseveranischen Gesichtspunkten? Oder nach den auf der Erde herrschenden Gesichtspunkten? Und wer war Lamorak, um sich hier ein Urteil anzumaßen?

Und Ragusnik? Er war gewillt, dreißigtausend Menschen sterben zu lassen, inklusive der Männer und Frauen, die nur ganz einfach eine Situation akzeptierten, die man sie zu akzeptieren gelehrt hatte, eine Situation, die sie nicht ändern konnten, selbst wenn sie es wollten. Und all die Kinder, die nichts mit der ganzen Angelegenheit zu tun hatten!

Dreißigtausend Menschen auf der einen Seite, eine einzelne Familie auf der anderen.

Fast verzweifelt rang sich Lamorak zu einer Entscheidung durch. Am Morgen rief er den obersten Regierungsrat an.

»Sir, wenn Sie einen Ersatzmann finden, wird Ragusnik einsehen, daß er alle Chancen verloren hat, seine Forderungen durchzusetzen. Er wird wieder seine Arbeit aufnehmen.«

»Wir haben keinen Ersatzmann«, erwiderte der oberste Regierungsrat. »Das habe ich Ihnen doch bereits erklärt.«

»Unter den Elseveranern werden Sie keinen Ersatzmann finden. Aber ich bin kein Elseveraner. Mir macht es nichts aus. Ich werde diese Aufgabe übernehmen.«

Sie waren aufgeregt. Viel aufgeregter als Lamorak selbst. Mehrmals fragten sie ihn, ob er es auch wirklich ernst meine.

Lamorak hatte sich nicht rasiert. Er fühlte sich ziemlich übel.

»Sicher, ich meine es ernst. Und wenn Ragusnik in Zukunft wieder einmal streiken sollte, können Sie jederzeit einen Ersatzmann importieren. Auf keiner anderen Welt herrscht ein solches Tabu wie auf der Ihren, und Sie werden genug Ersatzleute finden, die zeitweise zur Verfügung stehen werden. Falls

Sie genug bezahlen.«

(Er wußte, daß er einen Mann verriet, den man schamlos ausbeutete. Aber immer wieder sagte er sich verzweifelt: Er wird zwar gesellschaftlich geächtet. Aber sonst geht es ihm gut. Sehr gut!)

Sie gaben ihm die Lehrbücher, und er studierte sie sechs Stunden lang. Es hatte keinen Sinn, zusätzliche Fragen zu stellen, denn kein einziger Elseveraner wußte über den Job mehr, als in den Büchern stand. Und es war ihnen äußerst unangenehm, als Lamorak ein paar Details erwähnte.

»Der Galvanometer A-3 muß auf Null stehen, solange das rote Signal auf dem Fehlermesser aufleuchtet«, las Lamorak. »Und was ist ein Fehlermesser?«

»Das wird schon irgendwie bezeichnet sein«, murmelte Blei. Die Elseveraner blickten sich verlegen an, senkten die Köpfe und starrten auf ihre Fingerspitzen.

Sie hatten ihn schon lange verlassen, als er endlich die kleinen Räume des Ragusnik-Hauptquartiers erreichte, diese Räume, in denen Generationen von Ragusniks der Welt Elsevere gedient hatten. Lamorak war genau instruiert worden, welche Richtung er einschlagen müsse, auf welche Ebene er sich begeben müsse, aber sie hatten ihn seinen Weg allein gehen lassen.

Er ging durch die Räume und studierte gewissenhaft alle Instrumente und Kontrollgeräte, deren Funktion und Gestalt er sich mit Hilfe der Lehrbücher genau eingeprägt hatte.

Da ist ein Fehlermesser, dachte er mit grimmiger Befriedigung. Das Gerät war tatsächlich bezeichnet. Es hatte die Form einer Halbkugel, in der sich mehrere Löcher befanden. Diese Löcher waren offensichtlich dazu bestimmt, in verschiedenen Farben aufzuleuchten. Warum? Er wußte es nicht.

Irgendwo, dachte Lamorak, irgendwo häufen sich die Exkremente, drängen sich durch Triebwerke, Röhren und Destillierapparate, warten darauf, hunderterlei verschiedene Gestal-ten anzunehmen. Aber jetzt geschieht nichts dergleichen. Jetzt wachsen sie nur an, türmen sich aufeinander, höher und höher.

Zitternd betätigte er den ersten Schalter, von dem das Lehrbuch behauptet hatte, er würde die ganze Maschinerie in Bewegung setzen. Ein sanftes Gemurmel drang durch Böden und Wände. Lamorak zog an einem Hebel, und die Lichter gingen an.

Bei jedem Schritt zog er die Lehrbücher zu Rate, obwohl er sie

auswendig gelernt hatte. Und mit jedem Schritt wurden die Räume heller, bewegten sich die Skalenzeiger auf den Schalttafeln emsiger, schwoll das Summen der Maschinen lauter an.

Und irgendwo tief unten wurden die angesammelten Exkremente in die richtigen Kanäle geleitet.

Ein schrilles Signal ertönte und riß Lamorak aus seiner tiefen Konzentration. Das Signal bedeutete, daß jemand mit ihm in Verbindung treten wollte, und Lamorak schaltete mit umständlichen Bewegungen das Empfangsgerät ein.

Ragusniks aufgeregtes Gesicht erschien. Nur langsam schwand das ungläubige Entsetzen aus seinen Augen.

»So ist das also.«

»Ich bin kein Elseveraner, Ragusnik. Mir macht es nichts aus, das zu tun.«

»Und was geht das *Sie* an? Warum mischen Sie sich ein?«

»Ich stehe auf Ihrer Seite, Ragusnik. Aber ich kann nicht anders handeln.«

»Und warum nicht? Sie sagten doch, sie stünden auf meiner Seite. Werden auch auf Ihrer Welt Menschen so behandelt, wie die Elseveraner mich behandeln?«

»Jetzt nicht mehr. Aber wenn Sie auch recht haben, ich muß das Leben von dreißigtausend Elseveranern retten.«

»Sie hätten nachgegeben. Und jetzt haben Sie meine einzige Chance zunichte gemacht.«

»Sie hätten nicht nachgegeben. Und in gewisser Weise haben Sie gewonnen, Ragusnik. Die Elseveraner wissen jetzt, daß Sie unzufrieden sind. Bis jetzt haben sie sich nie träumen lassen, daß ein Ragusnik unglücklich sein könnte, daß er jemals Schwierigkeiten machen würde.«

»Und was habe ich davon, daß sie es jetzt wissen? Jetzt können Sie jederzeit einen Fremden von irgendeiner anderen Welt engagieren, um an meine Stelle zu treten.«

Lamorak schüttelte heftig den Kopf. Auch diese Möglichkeit hatte er in diesen letzten bitteren Stunden durchdacht.

»Die Tatsache, daß die Elseveraner nun Ihre Wünsche kennen, bedeutet auch, daß sie über Sie nachdenken werden. Manche werden sich zu fragen beginnen, ob es richtig ist, einen Menschen so zu behandeln. Und wenn Fremde eingestellt werden, um Ihren Platz einzunehmen, werden sie sehen, was auf Elsevere vor sich geht, und sie werden es in der ganzen Galaxis verbreiten. Die öffentliche Meinung der Galaxis wird Ihre Partei ergreifen.«

»Und?«

»Ihre Situation wird sich bessern. Ihr Sohn wird viel bessere Zeiten erleben.«

»Mein Sohn ...« Ragusniks Kinn sank herab. »Und dabei hätte ich jetzt schon ein besseres Leben führen können. Nun, ich habe verloren. Ich werde wieder an die Arbeit gehen.«

Lamorak fühlte, wie ihn eine beinahe überwältigende Erleichterung durchströmte.

»Kommen Sie, Sir«, sagte er, »und übernehmen Sie die Arbeit. Und es wird mir eine Ehre sein, wenn ich Ihre Hand schütteln darf.«

Ragusnik warf den Kopf zurück, und seine Augen glühten in düsterem Stolz.

»Sie nennen mich >Sir<, und Sie wollen mir die Hand schütteln ... Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, Erdenmann, und lassen Sie mich meine Arbeit tun. Denn ich werde Ihre Hand nicht schütteln.«

Lamorak ging den Weg zurück, den er gekommen war. Erleichtert atmete er auf, weil die kritische Situation bereinigt war, und doch fühlte er sich gleichzeitig tief deprimiert.

Erstaunt blieb er stehen, als er einen Teil des Korridors versperrt fand. Er blickte sich um und suchte nach einem anderen Ausgang. Erschrocken fuhr er auf, als über seinem Kopf eine laute Stimme ertönte.

»Können Sie mich hören, Dr. Lamorak? Hier ist Regierungsrat Blei.«

Lamorak blickte auf. Die Stimme mußte aus einem Lautsprecher kommen. Nirgends war eine Öffnung zu sehen.

»Ist etwas schiefgegangen? Können Sie mich hören?«

»Ich höre Sie.«

»Ist etwas nicht in Ordnung?« schrie Lamorak. »Hier ist der Weg versperrt! Gibt es Komplikationen mit Ragusnik?«

»Ragusnik hat seine Arbeit wieder aufgenommen«, sagte Bleis Stimme. »Die Krisensituation ist vorüber, und Sie müssen uns jetzt verlassen.«

»Verlassen?«

»Sie müssen Elsevere verlassen. Ein Schiff wird für Sie bereitgestellt.«

»Aber so warten Sie doch .« Lamorak runzelte verwirrt die Stirn. »Ich habe meine Forschungen doch noch nicht beendet.«

»Das spielt keine Rolle. Sie werden in das Schiff geführt, und Ihr Eigentum wird Ihnen durch unseren Servo-Mechanismus nachgesandt werden. Wir hoffen - wir hoffen ...«

Lamorak begann zu begreifen.

»Was hoffen Sie?«

»Wir hoffen, daß Sie keinen Versuch unternehmen werden, direkt mit einem Elseveraner in Verbindung zu treten oder mit ihm zu sprechen. Und natürlich hoffen wir, daß Sie nie mehr nach Elsevere

zurückkehren werden. Selbstverständlich wird uns jeder Ihrer Kollegen willkommen sein, falls auf der Erde noch weitere Forschungsberichte über unseren Planetoiden benötigt werden.«

»Ich verstehe«, sagte Lamorak tonlos. Offensichtlich war er selbst ein Ragusnik geworden. Er hatte die Knöpfe und Hebel berührt, die die Exkremente in Bewegung setzten. Er war geächtet, er war ein Unberührbarer.

»Leben Sie wohl«, sagte er.

»Bevor wir Sie auf das Schiff bringen lassen ...«, ertönte Bleis Stimme, »... möchte ich Ihnen im Namen der Regierung von Elsevere für Ihre Hilfe in dieser kritischen Lage danken.«

»Keine Ursache«, sagte Lamorak bitter.

Die Gebrauchsanweisung

Keine der Erzählungen, die ich je geschrieben habe, hat eine so *sonderbare Entstehungsgeschichte wie die folgende. Sie ist auch die kürzeste, die ich je geschrieben habe, und das eine hängt mit dem anderen zusammen.*

Am 21. August 1957 nahm ich an einer Podiumsdiskussion über Kommunikationsforschung teil, die das WGBH, *das TV-Bildungsprogramm in Boston, veranstaltete. Außer mir nahmen noch John Hansen, der einige technische Werke über dieses Thema verfaßt hatte, und der bekannte Wissenschaftler David O. Woodbury an der Diskussion teil.*

Wir beklagten die Unzulänglichkeiten eines Großteils der wissenschaftlichen und technischen Werke, und es wurde auch von meinen Produkten gesprochen. Mit der mir eigenen Bescheidenheit erklärte ich, daß ich meine Erfolge lediglich einer geradezu unglaublichen Ideenflut und einer angeborenen Freude am Schreiben verdanke. Unvorsichtigerweise behauptete ich, daß ich überall eine Geschichte schreiben könnte, zu jeder Zeit und unter allen Bedingungen, vorausgesetzt, letztere bewegten sich innerhalb vernünftiger Grenzen. Man forderte mich sofort auf, an Ort und Stelle eine Geschichte zu schreiben, während die Fernsehkameras auf mich gerichtet waren.

Ich nahm die Herausforderung an und begann zu schreiben. Als Thema wählte ich den Gegenstand der Diskussion. Die beiden anderen versuchten keineswegs, mir meine Aufgabe zu erleichtern. Sie unterbrachen mich absichtlich immer wieder, um mich in die Diskussion hineinzuziehen, und durchbrachen meine Gedankengänge. Und ich bemühte mich sogar, vernünftige Antworten zu geben, während ich eifrig vor mich hinkritzelte.

Bevor das halbstündige Programm zu Ende ging, hatte ich meine Geschichte beendet und vorgelesen (aus diesem Grund ist sie, nebenbei bemerkt, auch so kurz). Es war die Geschichte, die Sie hier unter dem Titel »Die Gebrauchsanweisung« finden. Als sie in F & SF erschien, schrieb Mr. Boucher in seinem eigenen Vorwort, daß er sie genau so wiedergegeben hätte, wie ich sie geschrieben hatte (ich hatte ihm das handgeschriebene Original geschickt, nachdem ich auf meiner Schreibmaschine eine Kopie angefertigt hatte).

Leider habe ich geschwindelt. Wir drei Diskussionsteilnehmer haben schon vor der Sendung miteinander gesprochen, und irgendwie kam ich auf die Vermutung, sie würden mich auffordern, eine Geschichte zu schreiben. Und so konnte ich mir schon einige Minuten, bevor sie tatsächlich mit diesem Ansinnen an mich herantraten, etwas ausdenken.

Als sie mich also darum baten, eine Geschichte zu schreiben, hatte ich diese in Gedanken bereits konzipiert. Ich mußte nur mehr die Details ausarbeiten und die Erzählung niederschreiben. Und dafür hatte ich

zwanzig Minuten Zeit.

Dave Woodbury und John Hansen sahen grotesk aus in ihren Raumanzügen. Gespannt beobachteten sie, wie die große Kiste langsam herabsank, sich von dem Frachtschiff entfernte und in die Schleuse tauchte. Nach fast einem Jahr auf der Raumstation A5 gingen ihnen verständlicherweise klirrende Filtrierungsan-lagen, leckende hydroponische Röhren und ständig summende Luftgeneratoren, die gelegentlich aussetzten, auf die Nerven.

»Es funktioniert nicht«, pflegte Woodbury traurig festzustellen, »weil wir alles mit der Hand montieren müssen ...«

»Und nur, weil wir diese idiotischen Richtlinien befolgen müssen, die irgendein Idiot sich ausgedacht hat«, pflegte Hansen hinzuzufügen.

Sie hatten zweifellos Grund zur Klage. Das teuerste in jedem Raumschiff war der Frachtraum. Und deshalb mußte die ganze Ausrüstung in Einzelteile zerlegt werden, bevor sie durch den Raum transportiert wurde, damit sie möglichst wenig Platz einnahm. Erst auf der Raumstation selbst mußte man die technische Ausrüstung wieder zusammensetzen, mit klumpigen Fingern, unzulänglichen Werkzeugen, mit Hilfe von verschwommenen, oft zweideutigen Gebrauchsanweisungen.

Unverdrossen hatte Woodbury Beschwerdebriefe verfaßt, denen Hansen die passenden Adjektive beigefügt hatte, und formelle Gesuche um Erleichterung hatten ihren Weg zur Erde gefunden.

Und die Erde hatte geantwortet. Man hatte einen Spezialroboter entworfen, dessen Elektronengehirn genau wußte, wie man eine zerlegte Maschinerie wieder zu einem gebrauchsfähigen Ganzen zusammensetzen konnte.

Dieser Roboter befand sich in der Kiste, die gerade abgeladen wurde. Woodbury zitterte leicht, als die Schleuse sich hinter der Last schloß.

»Zuerst soll er einmal die Kochanlage überprüfen«, sagte er, »und den Steak-Knopf richtig einstellen, damit wir die Steaks endlich einmal medium und nicht verbrannt serviert bekommen.«

Sie betraten die Station. Vorsichtig berührten sie die Kiste mit ihren entmolektronisierenden Geräten, um nur ja sicherzugehen, daß kein einziges kostbares Metallatom ihres Spezialroboter-Monteurs beschädigt wurde.

Die Kiste sprang auf!

Und da lagen fünfhundert Einzelteile - und eine verschwommene, zweideutige Gebrauchsanweisung.

Der moderne Zauberer

Zu meiner unangenehmen Überraschung werde ich häufig beschuldigt, humorvoll zu schreiben. Oh, ja, ich versuche es, sicher, aber nur mit allergrößter Vorsicht, und eine Zeitlang war ich der Meinung, das würde ohnehin niemand bemerken.

Humor ist natürlich Geschmacksache. Man kann versuchen, spannend zu schreiben und den Ausgang der Erzählung bereits vorher andeuten. Dann hat man nur eine mäßig spannende Geschichte. Ebenso kann man eine mäßig romantische, eine mäßig aufregende, eine mäßig merkwürdige und sogar eine mäßige Science-Fiction-Geschichte schreiben.

Aber was passiert, wenn man gemäßigt humorvoll schreibt? Ist dann auch das Ergebnis nur mäßig humorvoll? Keineswegs! Die nicht ganz humorvolle Bemerkung, die nicht besonders geistreiche Antwort, die nicht übertrieben farcenhafte Episode wirken besonders öde, dumm und lächerlich.

So habe ich versucht, nur gelegentlich lustig zu sein, und auch dann nur auf sehr zurückhaltende, versteckte Art (wie in »Die verrückte Maschine«). Und wenn ich mich, selten genug, zu einer ganz und gar lustigen Erzählung aufgerafft habe, war ich jedesmal unzufrieden.

Und deshalb sind die meisten meiner Erzählungen ernst (wie Sie ja sicher bemerkt haben).

Aber ganz habe ich es nicht aufgegeben. Eines Tages versuchte ich mich auf Mr. Bouchers Anregung hin an einer Gil-bert-Sullivan-Parodie. Als ich sie beendet hatte, las ich sie noch einmal und mußte herzlich lachen.

Und so hatte ich also auch im humorvollen Metier Erfolg, zumindest aus meiner eigenen Sicht. Ich hatte mich nur in einen leicht übertriebenen, pseudo-viktorianischen Stil einarbeiten müssen, und dabei entdeckte ich, daß es mir gar keine Schwierigkeiten bereitete, lustig zu sein.

Sollte ich jetzt Karriere als Science-Fiction-Humorist machen? Natürlich nicht. Ich blieb auch weiterhin nur gelegentlich humorvoll und schreibe im übrigen ernste Geschichten. Damit fahre ich immer noch am besten.

Trotzdem schrieb ich um 1960 eine Serie Artikel für TV Guide, die rein humorvoll ist, und sie gefallen mir sehr. (Manchmal läßt es sich übrigens nicht ganz vermeiden, daß ich in der mir eigenen schlichten Art feststelle, wie zufrieden ich mit meinen Werken bin. Und warum sollte ich das nicht tun? Ist es denn denkbar, daß ich pro Woche siebzig Stunden an meinem Schreibtisch, verbringe, ohne daß mir die Produkte meiner Geistesarbeit gefallen? Das glauben Sie doch selbst nicht!)

Und jetzt ein abschließendes Wort zu »Der moderne Zauberer«. Es ist nicht nötig, daß man vorher Gilberts und Sullivans »Zauberer« liest, aber es

wäre nett, wenn Sie es täten. Dann würden Sie nämlich meine Erzählung noch viel lustiger finden, und natürlich will ich nichts unversucht lassen, um ihr zum echten Durchbruch zu verhelfen.

Es hat mich schon immer verwirrt, daß Nicholas Nitely Junggeselle war, obwohl er das Amt eines Friedensrichters innehatte. Die Atmosphäre seines Berufs, sozusagen, konnte einer Heirat doch nur förderlich sein, und ich war stets sicher, daß er den zarten Banden der Ehe kaum würde entrinnen können.

Als ich neulich im Klub bei einem Gin Tonic davon zu sprechen begann, sagte er: »Vor einiger Zeit konnte ich gerade noch entkommen«, und er seufzte.

»Oh, tatsächlich?«

»Ein hübsches junges Mädchen, süß, intelligent, unschuldig, aber voll wilder Glut und überdies so verführerisch, daß sie sogar das Blut eines so alten Sonderlings, wie ich es bin, in Wallung bringen konnte.«

»Und warum hast du sie gehen lassen?«

»Ich hatte keine andere Wahl.« Er lächelte mich sanft an, und seine leicht gerötete, glatte Gesichtshaut, das glatte graue Haar, die leuchtenden blauen Augen, all das gab ihm das Aussehen eines beinahe Heiligen. »Weißt du, eigentlich war ihr Verlobter schuld ...«

»Ah, sie war schon mit einem anderen verlobt.«

»... und Professor Wellington Johns, der Endokrinologe, der sich nebenbei auch mit moderner Zauberei beschäftigt. Tatsächlich, es war so, daß .« Er seufzte, trank einen Schluck aus seinem Glas und wandte mir das freundliche, liebenswürdige Gesicht eines Menschen zu, der fest entschlossen ist, das Thema zu wechseln.

»Nitely, alter Junge, dabei kannst du es nicht bewenden lassen«, sagte ich unbarmherzig. »Jetzt will ich alles über dein wunderschönes Mädchen wissen - alles über die Sinnenfreuden, die du leichtfertig verspielt hast.«

Bei meiner letzten Bemerkung zuckte er zusammen (ich muß zugeben, daß diese Wortbildung auch zu meinen weniger gelungenen zählt), aber er beruhigte sich wieder und bestellte einen neuen Drink.

»Du mußt wissen«, begann er, »daß ich die Details erst später erfahren habe.«

Professor Wellington Johns hatte eine große, auffallende Nase, zwei aufrichtige Augen und ein ausgezeichnetes Talent, seine Kleidung stets eine Nummer zu groß erscheinen zu lassen.

»Meine lieben Kinder«, sagte er, »die Liebe ist eine rein chemische Angelegenheit.«

Seine lieben Kinder, die in Wirklichkeit seine Schüler waren und keineswegs seine leiblichen Kinder, hießen Alexander Dexter und Alice Sanger. Sie schienen ganz in der Chemie aufzugehen, wie sie so dasaßen, Hand in Hand. Ihr gemeinsames Alter betrug vielleicht

fünfundvierzig Jahre (gleichmäßig aufgeteilt). Und jetzt mußte Alexanders unvermeidlicher Ausruf kommen.

»Vive la chemie!«

Der Professor lächelte mißbilligend.

»Eher die Endokrinologie. Nur die Hormone beeinflussen unsere Gefühle, und es ist nicht überraschend, daß ein spezielles Hormon das Gefühl hervorruft, das wir Liebe nennen.«

»Aber das ist so unromantisch«, murmelte Alice. »Ich bin sicher, daß ich keine Hormone brauche.« Sie warf Alexander einen sehnsüchtigen Blick zu.

»Mein liebes Kind«, sagte der Professor, »von dem Augenblick an, in dem Sie sich verliebten, wimmelte Ihr Blutkreislauf nur so von Hormonen. Ihre Absonderung wird stimuliert durch ...« Einen Augenblick lang bedachte er sehr sorgfältig seine Wortwahl, denn er war ein sehr moralischer Mann, ». durch einige Umwelteinflüsse, die insbesondere durch Ihren jungen Mann hervorgerufen werden, und sobald die hormonale Aktion stattgefunden hat, treibt Sie das Trägheitsgesetz dazu, folgerichtig zu handeln. Ich könnte diese Wirkung leicht verdoppeln.«

»Oh«, sagte Alice und errötete sanft, »wie reizend, wenn Sie das versuchen würden ...« Schüchtern drückte sie Alexanders Hand.

»Ich habe natürlich nicht gemeint«, sagte der Professor und räusperte sich, um seine Verwirrung zu verbergen, »daß ich persönlich versuchen würde, die Bedingungen zu reproduzieren oder zu verdoppeln, die die natürliche Absonderung der Hormone hervorbringt. Ich meine, ich könnte die Hormone durch eine Injektion oder sogar durch eine orale Einnahme in den Körper gelangen lassen, da es sich um Steroidhormone handelt.« Er nahm die Brille ab und putzte sie. »Ich habe diese Hormone isoliert und auf ihre Grundsubstanz zurückgeführt.«

Erstaunt richtete sich Alexander auf.

»Professor! Und Sie haben nichts davon gesagt?«

»Ich muß zuerst noch etwas mehr darüber in Erfahrung brin-gen.«

»Wollen Sie damit sagen . «, Alices braune Augen schimmerten vor Entzücken, ». daß Sie in den Menschen dieses wundervolle Gefühl, diese himmlische Zartheit wahrer Liebe durch - durch eine Pille erwecken können?«

»Ich kann diese Emotion, auf die Sie anspielen, sogar verdoppeln. Durch ziemlich banale Mittel.«

»Und warum tun Sie es nicht?«

Alexander hob protestierend die Hand.

»Aber Liebling! Deine Glut führt dich auf Irrwege. Unser eigenes Glück, unsere bevorstehende Hochzeit läßt dich gewisse Fakten des gewöhnlichen Lebens vergessen. Wenn eine verheiratete Person

fälschlicherweise solche Hormone einnimmt .«

Mit einer Spur von Hochmut sagte Professor Johns: »Lassen Sie mich zuerst einmal erklären, daß meine Hormone oder meine amatogenen Prinzipien, wie ich sie nenne .« (denn wie viele praktizierende Wissenschaftler freute er sich an einer gewissen Verachtung für die verfeinerten Spitzfindigkeiten der klassischen Philologie).

»Nennen Sie es Liebestrank«, sagte Alice mit einem schmelzenden Seufzer.

»Meine amatogenen Prinzipien lassen sich auf verheiratete Personen nicht anwenden«, fuhr Professor Johns streng fort. »Die Hormone können nicht funktionieren, wenn sie durch andere Faktoren behindert werden, und die Ehe ist ganz sicherlich ein Faktor, der die Liebe behindert.«

»Ja, das habe ich gehört«, sagte Alexander schwermütig. »Aber ich habe vor, diesen gefühllosen Aberglauben zu widerlegen, was meine Alice betrifft.«

»Alexander«, sagte Alice, »mein Liebster!«

»Ich meine, daß die Heirat eine außereheliche Liebe behindert«, stellte der Professor fest.

»Nun, es ist mir schon zu Ohren gekommen, daß dies manchmal nicht der Fall ist«, warf Alexander ein.

Alice blickte ihn schockiert an.

»Alexander!«

»Es kommt nur selten vor, mein Liebes. Bei den Leuten, die nicht das College besucht haben.«

»Die Ehe kann vielleicht eine gewisse erbärmliche sexuelle Anziehung nicht verhindern«, sagte der Professor, »auch nicht Tendenzen zu einer minderwertigen Tändelei. Aber die wahre Liebe, wie Miß Sanger diese Emotion bezeichnete, kann nicht erblühen, wenn ständig der Gedanke an ein strenges Eheweib und ein paar lästige Kinder im Hintergrund steht.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Ihre Liebestränke - pardon, Ihre amatogenen Prinzipien -, wenn Sie sie verschiedenen Leuten wahllos verabreichen, nur bei den unverheirateten Personen wirken?« fragte Alexander.

»Ganz recht. Ich habe mit gewissen Tieren experimentiert, die monogame Gewohnheiten haben, obwohl sie nicht mit Bewußtsein den Ritus der Eheschließung erlebt haben. Bei den Tieren, die bereits einen bestimmten Partner hatten, wirkten die Hormone nicht.«

»Dann habe ich eine wunderbare Idee, Professor. Morgen findet im College ein Tanzabend statt. Es werden mindestens fünfzig Paare anwesend sein. Die meisten sind unverheiratet. Gießen Sie doch etwas von Ihrem Liebestrank in den Punsch!«

»Was? Sind Sie verrückt?«

Aber Alice hatte Feuer gefangen.

»Oh, das ist ein himmlischer Einfall, Professor! Der Gedanke, daß alle meine Freunde fühlen wie ich! Professor, Sie würden allen wie ein Engel vom Himmel erscheinen. Aber, Alexander, glaubst du nicht, daß sich die Gefühle vielleicht etwas unkontrolliert entwickeln könnten? Einige deiner Kollegen sind ein bißchen wild, und wenn sie dann in der Hitze ihrer soeben entdeckten Liebe die Mädchen - nun, ja - küssen .«

»Meine liebe Miß Sanger«, sagte Professor Johns indigniert, »ihre überhitzte Einbildungskraft verleitet Sie wohl zu gewis-sen Übertreibungen. Meine Hormone erwecken einzig und allein Gefühle, die zu Eheschließungen führen und keineswegs zu irgendwelchen unanständigen Handlungsweisen.«

»Es tut mir leid«, flüsterte Alice verwirrt. »Ich hätte daran denken sollen, daß Sie ein Mann von so hoher Moral sind, wie mir noch keiner begegnet ist - außer natürlich mein lieber Alexander. Und daß keine Ihrer wissenschaftlichen Entdek-kungen zur Unmoral führen könnte.«

Sie blickte den Professor so jammervoll an, daß er ihr sofort verzieh.

»Dann werden Sie es also tun, Professor?« fragte Alexander drängend. »Nachdem dann eine Massenhochzeit stattfinden wird, werde ich Sorge tragen, daß Nicholas Nitely, ein alter, geschätzter Freund meiner Familie, unter irgendeinem Vorwand anwesend ist. Er ist Friedensrichter und kann leicht all diese Formalitäten wie Heiratslizenzen und so weiter arrangieren.«

»Ich glaube, ich kann nicht zustimmen«, sagte der Professor, der offensichtlich bereits schwach wurde. »Ein Experiment ohne die Einwilligung der Betroffenen durchzuführen! Das wäre sehr unsittlich.«

»Aber Sie bereiten Ihnen doch nur Glück und Freude. Außerdem machen Sie sich um die moralische Atmosphäre auf dem College verdient. Glauben Sie mir, wenn dieser überwältigende Drang zur Eheschließung fehlt, dann passiert es manchmal sogar in einem College, daß die ständigen nahen Kontakte eine Gefahr heraufbeschwören, die ...«

»Ja, das stimmt«, sagte der Professor. »Nun, ich könnte es mit einer verdünnten Lösung versuchen. Jedenfalls werden die Resultate einen gewaltigen wissenschaftlichen Fortschritt erbringen und, wie Sie sagen, auch einen moralischen.«

»Und natürlich werden auch Alice und ich den Punsch trinken«, sagte Alexander.

»Oh, Alexander«, meinte Alice, »ich glaube nicht, daß unsere

Liebe einer künstlichen Nachhilfe bedarf.«

»Es wäre keinesfalls künstlich, mein Herz. Wie der Professor meint, wurde deine Liebe von einem solchen hormonellen Effekt hervorgerufen, allerdings unter mehr gebräuchlichen Umständen.«

Alices Wangen färbten sich rosig.

»Aber warum, mein Einziggeliebter, brauchen wir dann eine Wiederholung?«

»Um uns gegen alle Anfechtungen des Schicksals zu wappnen, mein Engel.«

»Mein Angebeteter, du zweifelst doch nicht etwa an meiner Liebe?«

»Sicher nicht, mein Herzblatt, aber ...«

»Aber? Vertraust du mir nicht, Alexander?«

»Natürlich vertraue ich dir, Alice, aber .«

»Aber? Schon wieder >aber<!« Alice erhob sich zornig. »Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, Sir, dann gehe ich wohl lieber.« Und sie ging tatsächlich, während ihr die beiden Männer verdutzt nachstarrten.

»Ich fürchte«, sagte Professor Johns, »meine Hormone haben, natürlich indirekt, Ihre Heirat eher verdorben denn begünstigt.«

Alexander schluckte verzweifelt, aber sein Stolz hielt ihn aufrecht.

»Sie wird zurückkommen«, sagte er mit hohler Stimme. »Eine Liebe wie die unsere kann nicht so leicht zerbrechen.«

Der Tanzabend war natürlich das Ereignis des Jahres. Die jungen Männer glänzten, und die jungen Damen glitzerten. Einschmeichelnd durchschwebte die Musik den Saal, und die Füße berührten kaum den Boden. Die Freude war ungetrübt.

Oder sie war in den meisten Fällen ungetrübt. Alexander Dexter stand in einer Ecke, mit trübem Blick und eisigem Gesicht. So gut er auch aussah, kein einziges junges Mädchen näherte sich ihm. Es war wohlbekannt, daß er zu Alice Sanger gehörte, und unter diesen Umständen würde es keinem College-Mädchen im Traum einfallen, einer anderen den künftigen Ehemann wegzuschnappen. Aber wo war Alice?

Sie war nicht mit Alexander gekommen, und Alexanders Stolz verbot es ihm, nach ihr zu suchen. Er konnte nichts anderes tun, als unter halbgeschlossenen Lidern die kreisenden Paare wachsam zu beobachten.

Professor Johns näherte sich ihm. Er trug Gesellschaftskleidung, die nicht ganz nach Maß gemacht zu sein schien.

»Kurz vor dem Mitternachtstoast werde ich meine Hormone in den Punsch geben«, sagte er. »Ist Mr. Nitely noch hier?«

»Gerade habe ich ihn noch gesehen. In seiner Eigenschaft als Sittenwächter ist er sehr damit beschäftigt, dafür zu sorgen, daß die

rechte Distanz zwischen den tanzenden Paaren gewahrt bleibt. Ich glaube, die Nähe, die gerade noch erlaubt ist, beträgt vier Finger. Mr. Nitely hat sehr eifrig die Messungen vorgenommen, die zu dieser Regel führten.«

»Sehr gut. Oh, ich hatte vergessen zu fragen, ob der Punsch Alkohol enthält. Alkohol würde nämlich eine völlig entgegengesetzte Wirkung meiner amatogenen Prinzipien hervorrufen.«

Obwohl Alexanders Herz so bitter schmerzte, fand er doch genug innere Haltung, um den, wenn auch unbeabsichtigten Verdacht, den man gegen seinen Stand hegte, entschieden von sich zu weisen.

»Alkohol, Professor? Dieser Punsch wurde streng nach den Prinzipien hergestellt, denen alle jungen College-Studenten unterworfen sind. Er enthält nur reinen Fruchtsaft, Zucker und eine gewisse Menge Zitronenschale.«

»Gut«, sagte der Professor. »Ich habe den Hormonen ein Beruhigungsmittel beigefügt, das die Subjekte unseres Experiments in Schlaf versetzen soll, während die Hormone wirken. Wenn sie erwachen, wird jeder das erste Individuum, das er erblickt - natürlich eine Person des anderen Geschlechts - mit einer reinen, edlen Glut lieben, die nur in einer Heirat enden kann.«

Als die Mitternachts stunde nahte, ging der Professor zwischen all den glücklichen Paaren hindurch, die fröhlich tanzten und einen vier Finger breiten Abstand voneinander hielten, und gelangte zu dem großen Punschgefäß.

Alexander, vor Verzweiflung den Tränen nahe, trat auf den Balkon. Dabei verfehlte er Alice, die im selben Augenblick durch eine andere Tür vom Balkon in den Ballsaal trat.

»Mitternacht!« rief eine fröhliche Stimme. »Prost! Prost auf all die Schönheiten des Lebens!«

Sie drängten sich um das Punschgefäß. Kleine Gläser wurden herumgereicht.

»Auf das Leben!« riefen sie, und mit dem ganzen Enthusiasmus junger College-Studenten tranken sie die feurige Mischung aus reinem Fruchtsaft, Zucker und Zitronenschale -und natürlich schluckten sie auch die Beruhigungsmittel und die amatogenen Prinzipien des Professors.

Als der Dunst in ihre Köpfe stieg, sanken sie langsam zu Boden.

Alice stand allein. Noch immer hielt sie ihr Glas in der Hand. Ihre Augen schimmerten feucht von unvergessenen Tränen.

»Oh, Alexander, Alexander! Wenn du auch an mir zweifelst, so bist du doch meine einzige Liebe. Du willst, daß ich trinke, und so werde ich trinken.« Dann sank auch sie anmutig zu Boden.

Nicholas Nitely suchte nach Alexander, um den er sich sorgte. Er hatte ihn ohne Alice ankommen sehen, und er konnte nur annehmen,

daß zwischen den Liebenden ein Streit stattgefunden hatte. Er konnte es durchaus verantworten, die jungen Leute sich selbst zu überlassen. Immerhin waren sie keine wilden Jugendlichen, sondern College-Studenten und -Studentinnen, die hervorragenden Familien entstammten und eine gute Erziehung genossen hatten. Er konnte sich voll darauf verlassen, daß sie den vier Finger breiten Abstand einhalten würden.

Er fand Alexander auf dem Balkon. Schwermütig starrte der junge Mann zum sternenübersäten Himmel empor.

»Alexander, mein Junge!« Nicholas Nitely legte seinem jungen Freund die Hand auf die Schulter. »Ich erkenne dich nicht wieder. Sich so tiefen Depressionen hinzugeben! Aber, aber, mein Lieber!«

Alexanders Kopf senkte sich, als er die Stimme seines guten alten Freundes erkannte.

»Es ist unmännlich, ich weiß, aber ich sehne mich nach Alice. Ich war grausam zu ihr, und jetzt empfange ich meine gerechte Strafe. Und doch, Mr. Nitely, wenn Sie nur wüßten ...« Er preßte die geballte Rechte auf die Brust, in die Nähe seines Herzens. Die Stimme versagte ihm.

»Glaubst du, weil ich unverheiratet bin, so sind mir solche Gefühle fremd?« Nitely blickte den jungen Mann besorgt an. »Täusche dich nicht! Es gab Zeiten, wo auch ich wußte, was es heißt, mit gebrochenem Herzen zu lieben. Begehe nicht denselben Fehler wie einst ich! Möge dein Stolz nicht eure Wiedervereinigung verhindern. Suche sie, mein Junge, suche sie und entschuldige dich! Du darfst nicht ein einsamer, alter Junggeselle werden - wie ich.«

Alexanders Rücken straffte sich.

»Ich will tun, was Sie sagen, Mr. Nitely. Ich werde sie suchen.«

»Dann geh hinein. Ich glaube, kurz bevor ich herauskam, habe ich sie drinnen gesehen.«

Alexanders Herz sank.

»Vielleicht sucht sie gerade jetzt nach mir. Ich will gehen -doch nein! Gehen Sie zuerst, Mr. Nitely. Ich möchte noch etwas hier bleiben, um mich zu fassen. Ich will nicht, daß sie mich unmännliche Tränen vergießen sieht.«

»Natürlich, mein Junge.«

Nitely blieb erstaunt in der Tür zum Ballsaal stehen. Hatte eine allgemeine Katastrophe die jungen Leute zu Boden geworfen? Fünfzig Paare lagen auf dem Parkett, und manche lagen in höchst unanständiger Weise aufeinander.

Aber bevor er sich aufraffen konnte, um Alarm zu schlagen, die Polizei zu rufen, nachzusehen, ob es Tote gab, oder irgend etwas anderes zu tun, erhoben sie sich, kamen mühsam auf die Füße.

Nur eine Gestalt blieb liegen. Ein einsames Mädchen in Weiß. Ein

Arm lag in graziöser Pose unter dem hübschen Kopf. Es war Alice Sanger, und Nitely eilte zu ihr. Er achtete nicht auf das Geschrei, das sich rings um ihn erhob, und sank auf die Knie.

»Miß Sanger! Meine liebe Miß Sanger! Sind Sie verletzt?«

Langsam öffnete sie ihre schönen Augen und sagte: »Mr. Nitely! Ich habe noch nie bemerkt, daß Sie so bezaubernd aussehen.«

»Ich?« Erschrocken wich Nitely zurück, aber sie hatte sich bereits erhoben. Ein Leuchten war in ihrem Blick, ein Glanz, wie ihn Nitely seit dreißig Jahren in keinem Mädchenauge mehr gesehen hatte - und in solcher Intensität überhaupt noch nie.

»Mr. Nitely, Sie werden mich doch nicht verlassen«, sagte sie.

»Nein, nein«, erwiderte Nitely verwirrt. »Wenn Sie mich brauchen, werde ich natürlich bleiben.«

»Ich brauche Sie. Ich brauche Sie von ganzem Herzen, mit ganzer Seele. Ich brauche Sie, wie eine dürstende Blume den Morgentau braucht. Ich brauche Sie, wie einst Thisbe ihren Pyramus.«

Noch immer wich Nitely zurück und blickte sich hastig um, ob vielleicht jemand diese ungewöhnliche Erklärung gehört hatte. Aber niemand schien ihn zu beachten. Soweit er vernehmen konnte, war die Luft erfüllt von Erklärungen ähnlicher

Art, und manche waren sogar noch entschiedener und direkter.

Sein Rücken stieß gegen eine Wand, und Alice kam ihm so nahe, daß das Vier-Finger-Gesetz sich in Nichts auflöste.

»Miß Sanger, bitte!« sagte Nitely bestürzt.

»Miß Sanger? Ich bin Miß Sanger für Sie?« rief Alice leidenschaftlich. »Mr. Nitely! Nicholas! Mach mich zu deiner Alice! Heirate mich!«

Von allen Seiten kamen nun die Rufe »Heirate mich! Heirate mich!«, und junge Männer und Mädchen drängten sich um Nitely, denn sie wußten, daß er Friedensrichter war.

»Trauen Sie uns, Mr. Nitely!« schrien sie. »Trauen Sie uns!«

Er konnte nur zurückschreien: »Ich muß erst einmal die Heiratslizenzen einholen!«

Sie traten zurück, um ihn seine Aufgabe erfüllen zu lassen. Nur Alice folgte ihm.

Nitely traf Alexander an der Balkontür und drängte ihn wieder hinaus in die frische Luft. Im selben Augenblick gesellte sich Professor Johns zu der kleinen Gruppe.

»Alexander! Professor Johns«, sagte Nitely erregt. »Etwas äußerst Ungewöhnliches ist geschehen .«

»Ja«, erwiderte der Professor, und sein sanftes Gesicht strahlte vor Freude. »Das Experiment war ein voller Erfolg. Das Prinzip läßt sich viel wirkungsvoller auf Menschen anwenden als auf meine Versuchstiere.« Er bemerkte Nitelys Verwirrung und erklärte ihm in

kurzen Zügen, was geschehen war.

Nitely hörte zu und murmelte: »Seltsam, seltsam. Ich weiß nicht, wieso, aber das kommt mir bekannt vor . « Er preßte beide Fäuste an die Stirn, aber es half nichts.

Alexander trat zu Alice. Er sehnte sich danach, sie an seine starke Brust zu pressen, wenn er auch wußte, daß kein Mädchen von guter Erziehung an einem solchen Gefühlsausdruck Gefallen finden konnte, wenn sie dem betreffenden Mann noch nicht verziehen hatte.

»Alice, mein verlorenes Lieb, wenn in deinem Herzen nur eine Spur von Großmut ist ...«

Aber sie wich vor seinen Armen zurück, die sich ihr flehend entgegenstreckten.

»Ich habe den Punsch getrunken, Alexander. Es war dein Wunsch.«

»Aber du hättest es doch nicht tun müssen! Es war falsch, ganz falsch!«

»Aber ich habe es getan. Oh, Alexander, ich kann nie mehr die Deine sein.«

»Nie mehr die Meine? Was soll das heißen?«

Und Alice ergriff Nitelys Arm, umklammerte ihn voller Glut.

»Mein Herz gehört für alle Zeit Mr. Nitely, ich meine, Nicho-las. Meiner Leidenschaft für ihn, meiner Sehnsucht, seine Frau zu werden, kann ich nicht widerstehen. Er ist mein Leben.«

»Du bist treulos?« schrie Alexander ungläubig.

»Wie grausam von dir, dies treulos zu nennen«, sagte Alice schluchzend. »Ich kann nichts dagegen tun.«

»Nein, sicher nicht«, sagte Professor Johns, der höchst konsterniert zugehört hatte, nachdem er Nitely die Sachlage erklärt hatte. »Sie kann kaum etwas dagegen tun. Es ist ganz einfach eine endokrinologische Erscheinung.«

»Sicher ist das so«, sagte Nitely, der mit seinen eigenen endokrinologischen Erscheinungen zu kämpfen hatte. »Es ist ja gut, mein Liebes.« Er strich in beinahe väterlicher Weise über Alices Haar. Und als sie ihr reizendes Gesicht zu ihm erhob, einer Ohnmacht nahe, überlegte er, ob es nicht eine ebenso väterliche Geste wäre - nein, eher eine freundschaftliche -, auf diese Lippen seine eigenen zu pressen.

Aber Alexander schrie in seines Herzens tiefster Verzweiflung: »Du bist treulos - treulos wie Cressida!« und rannte aus dem Saal.

Und Nitely wäre ihm gefolgt, wenn nicht Alice die Arme um seinen Hals gelegt und auf seine langsam schmelzenden Lippen einen Kuß gedrückt hätte, der keineswegs töchterlich war.

Er war nicht einmal freundschaftlich.

Sie kamen vor Nitelys kleinem Junggesellenhäuschen an. Ein keusches Schild hing über der Tür. Darauf stand in alten englischen

Lettern »Friedensrichter«. Das Häuschen verströmte eine Atmosphäre von Melancholie und zugleich friedvoller Ruhe. Rasch setzte Nitelys linke Hand den kleinen Teekessel auf den kleinen Herd. (Seinen rechten Arm umklammerte immer noch Alice. Mit einem Scharfsinn, der weit über ihre Jahre hinausging, hatte sie erkannt, daß nur unerbittliche Ausdauer das Unmögliche ermöglichen konnte.)

Durch die offene Tür des Eßzimmers sah man in Nitelys Arbeitsraum. Sowohl gelehrsame als auch freudenspendende Bücher reihten sich an den Wänden.

Nitely griff sich an die Stirn (mit der linken Hand).

»Mein liebes Kind«, sagte er zu Alice, »es ist wirklich erstaunlich - wenn du deinen Griff bitte etwas lockern könntest, damit der Blutkreislauf wieder einsetzen kann ... Es ist wirklich erstaunlich, daß ich immer daran denken muß, dies alles sei schon einmal geschehen.«

»Sicher ist das noch nie geschehen, mein lieber Nicholas«, sagte Alice und lehnte ihren entzückenden Kopf an seine Schulter. Sie lächelte ihn mit einer sanften Schüchternheit an, die ihre Schönheit noch betörender machte - so betörend wie Mondlicht, das sich in unbewegtem Wasser spiegelt. »Kann es schon jemals einen so weisen Magier gegeben haben wie Professor Johns, einen so überaus modernen Zauberer?«

»Einen so modernen . « Nitely fuhr so heftig auf, daß die Füße der zarten Alice einen Zoll über dem Boden schwebten. »Dickens soll mich holen, wenn das nicht stimmt.«

»Nicholas, was ist? Du erschreckst mich, mein Engel!«

Er lief in sein Arbeitszimmer, und Alice mußte ihm wohl oder übel folgen. Sein Gesicht war blaß, seine Lippen fest aufeinandergepreßt, als er einen Band von den Regalen nahm. Vorsichtig blies er den Staub ab.

»Ach«, sagte er zerknirscht, »wie habe ich doch die unschuldigen Freuden meiner Jugend vernachlässigt! Mein Kind, da ich den rechten Arm noch immer nicht gebrauchen kann, würdest du bitte in diesem Buch blättern, bis ich >halt< sage?«

Sie boten ein Bild vorehelicher Glückseligkeit, wie man es wohl selten findet. Seine linke Hand hielt das Buch fest, ihre rechte wendete langsam die Seiten.

»Ich habe recht!« sagte Nitely mit plötzlicher Erregung. »Kommen Sie, mein lieber Professor Johns! Eine höchst überraschende Übereinstimmung - ein erschreckendes Beispiel für jene geheimnisvollen Mächte, die manchmal aus irgendwelchen verborgenen Gründen mit uns ihr Spiel treiben.«

Professor Johns hatte sich selbst einen Tee bereitet und nippte nun geduldig an der Tasse. Er benahm sich ganz so, wie sich ein diskreter Gentleman von intellektuellem Wesen in Gegenwart zweier

glühend Liebender benimmt. Er hatte sich nämlich in ein Nebenzimmer zurückgezogen.

»Sind Sie sicher, daß Sie meine Anwesenheit auch wirklich wünschen?« rief er.

»Allerdings. Sir. Ich würde gern Ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse zu Rate ziehen.«

»Aber Sie befinden sich doch in einer Lage ...«

»Professor!« rief Alice mit schwacher Stimme.

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein liebes Kind«, sagte der Professor und trat ein. »Mein alter, versponnener Geist ist voller lächerlicher Vorurteile. Es ist lange her, seit ich ...« Er trank einen großen Schluck Tee (den er sehr stark zubereitet hatte) und gewann sofort seine Selbstbeherrschung wieder.

»Professor«, sagte Nitely, »das liebe Kind nannte Sie einen modernen Zauberer, und das brachte mich sofort auf Gilberts und Sullivans >Zauberer<.«

»Wer sind Gilbert und Sullivan?« fragte der Professor mild.

Nitely warf einen inbrünstigen Blick zum Himmel, als wolle er darum flehen, daß das unvermeidliche Donnerwetter nicht gerade sein Haus treffen möge. Mit heiserer Stimme flüsterte er: »Sir William Schwenck Gilbert und Sir Arthur Sullivan haben den Text und die Musik der großartigsten musikalischen Komödien geschrieben, die die Welt je gesehen hat. Eine dieser Operetten nennt sich >Der Zauberer<. Auch in ihr kommt ein Liebestrank vor. Ein sehr moralischer Liebestrank, der zwar verheirateten Leuten nichts anhaben kann, aber doch die junge Heldin von ihrem hübschen jungen Liebhaber trennt und sie in die Arme eines älteren Mannes treibt.«

»Und ist es dabei geblieben?« fragte Professor Johns.

»Nein . Wirklich, mein Liebes, die Bewegungen deiner Finger in meinem Nacken wecken unleugbar angenehme Gefühle, aber sie lenken mich doch sehr ab . Die jungen Liebenden werden wieder vereint, Professor.«

»Aha«, sagte Professor Johns. »Angesichts der nahen Verwandtschaft von erfundener Handlung und wirklichem Leben könnte uns der Schluß dieser Operette vielleicht den Weg weisen, wie wir Alice und Alexander wieder vereinen. Ich nehme an, daß Sie nicht mit einem ständig gebrauchsunfähigen Arm durchs Leben gehen wollen.«

»Ich will nicht wieder mit Alexander vereint werden«, sagte Alice. »Ich will nur meinen Nicholas.«

»Dieser erfrischende Standpunkt hat etwas für sich«, meinte Nitely. »Und trotzdem - die Jugend muß gerettet werden. In der Operette wird das Problem recht wirksam gelöst, und aus diesem

besonderen Grund wollte ich Sie sprechen, Professor.« Er lächelte wohlwollend. »In dem betreffenden Stück wird die Wirkung des Liebestranks völlig durch die Tat des Gentlemans neutralisiert, der den Trank verabreicht hat, des Gentlemans, dem Sie im wirklichen Leben entsprechen.«

»Und was hat er getan?«

»Er beging Selbstmord. Ganz einfach. In irgendeiner Weise, die von den Autoren nicht näher erklärt wird, konnte dieser Selbstmord die Effekte des Liebestranks zunichte machen und .«

Aber jetzt hatte der Professor sein Gleichgewicht wiedergefunden. Mit Grabesstimme erklärte er: »Mein lieber Mr. Nitely, wenn ich auch tiefes Mitgefühl für die jungen Leute empfinde, die in dieser traurigen Klemme sitzen, so muß ich doch mit aller Entschiedenheit betonen, daß ich unter keinen Umständen einem Selbstopfer zustimmen kann. Eine solche Tat kann vielleicht im Zusammenhang mit Liebestränken, die sich aus gewöhnlichen Weinen zusammensetzen, sehr wirksam sein. Aber ich kann Ihnen versichern, daß meine amatogenen Prinzipien von meinem Tod in keiner Weise beeinflußt würden.«

Nitely seufzte.

»Das habe ich befürchtet. Und tatsächlich, zwischen uns gesagt, diese Operette endet ziemlich unbefriedigend. Es ist vielleicht das armseligste Ende, das sich in der gesamten Gattung findet.« In stummer Entschuldigung blickte er empor zum Geist William S. Gilberts. »Das Ende kommt ziemlich unvorbereitet. Es wird an keiner Stelle des Stücks vorher angedeutet. Eine Person wird bestraft, die die Bestrafung nicht verdient. Kurz gesagt, dieses Ende ist eines Genies, wie Gilbert es war, völlig unwürdig.«

»Vielleicht ist Gilbert gar nicht schuld daran«, sagte Professor Johns. »Vielleicht hat sich irgendein Pfuscher eingemischt.«

»Davon ist nichts bekannt.«

Aber der wissenschaftliche Geist des Professors begann angesichts dieses ungelösten Rätsels bereits eifrig zu arbeiten.

»Das kann man leicht testen. Wir müssen den schöpferischen Geist dieses - dieses Gilbert studieren. Er hat doch noch andere Stücke geschrieben, nicht wahr?«

»Vierzehn, zusammen mit Sullivan.«

»Gibt es da vielleicht ein Ende, das eine ähnliche Situation in etwas angemessenerer Weise löst?«

Nitely nickte.

»Oh, ja. In >Ruddigore<.«

»Wer ist das?«

»Ruddigore ist ein Ort. Die Hauptperson ist der böse Baron von Ruddigore. Natürlich steht er unter einem Fluch.«

»Natürlich«, murmelte Professor Johns. Er nahm an, daß bösen

Baronen so etwas häufig passierte, und war der Meinung, daß ihnen recht geschah.

»Der Fluch zwingt ihn, jeden Tag ein Verbrechen zu begehen«, fuhr Nitely fort. »Wenn ein Tag ohne Verbrechen vergeht, muß er unabwendbar eines qualvollen Todes sterben.«

»Wie schrecklich«, flüsterte die weichherzige Alice.

»Natürlich kann sich niemand jeden Tag ein neues Verbrechen ausdenken«, sagte Nitely, »und so wird unser Held gezwungen, seine Erfindungsgabe zu benutzen, um den Fluch zu umgehen.«

»Wie?«

»Er überlegt folgendermaßen: Wenn er sich ganz vorsichtig weigert, ein Verbrechen zu begehen, kann er doch gleichzeitig dem Tod seine Aufwartung machen. Mit anderen Worten, er unternimmt einen Selbstmordversuch, und das ist natürlich ein Verbrechen. So erfüllt er die Bedingungen des Fluchs.«

»Ich verstehe«, sagte der Professor. »Gilbert glaubte offensichtlich, man kann alle Probleme lösen, indem man sie zu ihren logischen Schlußfolgerungen führt.« Er schloß die Augen, und zahllose Gedanken fluteten hinter seiner edlen Stirn.

Dann öffnete er die Augen.

»Nitely, alter Junge, wann wurde der >Zauberer< uraufgeführt?«

»1877.«

»Na also. 1877 herrschte das Viktorianische Zeitalter. Die Institution der Ehe konnte auf der Bühne nicht scherzhaft behan-delt werden. Man konnte der Handlung zuliebe keine komische Angelegenheit daraus machen. Die Ehe war heilig, ein Sakrament ...«

»Genug der langen Rede«, sagte Nitely. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf die Ehe. Heiraten Sie das Mädchen, Nitely. Verheiraten Sie auch all die anderen Paare, und zwar sofort. Ich bin sicher, daß so etwas Ähnliches Gilberts ursprüngliche Absicht war.«

»Aber gerade das wollen wir doch verhindern«, sagte Nitely, der von diesem Vorschlag trotzdem sichtlich angetan war.

»Ich nicht«, sagte Alice mannhaft (obwohl sie natürlich keineswegs mannhaft wirkte, sondern im Gegenteil sehr weiblich und bezaubernd).

»Verstehen Sie denn nicht?« fragte Professor Johns. »Sobald die Paare verheiratet sind, verlieren die amatogenen Prinzipien, die sich ja nur auf Unverheiratete anwenden lassen, ihre Kraft. Die Personen, die sich auch ohne die Hilfe der Hormone lieben würden, bleiben natürlich miteinander verbunden. Die anderen werden die Ehe annullieren lassen.«

»Großer Gott«, sagte Nitely, »wie wunderbar einfach! Natürlich!

Das muß auch Gilbert beabsichtigt haben, bis ein schok-kierter Theaterleiter oder -manager die Änderung erzwungen hat.«

»Und es hat funktioniert?« fragte ich. »Du hast doch ausdrücklich gesagt, die Hormone des Professors sollten außereheliche Beziehungen verhindern und .«

»Es hat funktioniert«, sagte Nitely und ignorierte meine Bemerkung.

Eine Träne zitterte auf seinem Augenlid, und ich kann nicht sagen, ob das von den traurigen Erinnerungen kam oder von der Tatsache, daß er schon bei seinem vierten Gin Tonic angelangt war.

»Es hat funktioniert«, erklärte er. »Alice und ich heirateten, und unsere Ehe wurde fast sofort in stummer Übereinstimmung annulliert. Mit der Begründung, daß die Eheschließung unter Zwang erfolgt war. Und da wir uns ständig unter der Aufsicht von Anstandsdamen befanden, führte dieser Zwang unglücklicherweise zu gar nichts.« Er seufzte. »Jedenfalls heirateten Alice und Alexander bald danach, und soviel ich weiß, erwartet sie jetzt als Ergebnis verschiedener Begleitumstände ein Kind.«

Er hob den Blick von den spärlichen Überresten in seinem Glas, und plötzlich stockte ihm der Atem.

»Du lieber Gott! Schon wieder sie!«

Überrascht hob ich den Kopf. Eine Vision in Hellblau erschien in der Tür. Stellen Sie sich ein Gesicht vor, wie zum Küssen gemacht, eine Gestalt, wie zur Liebe geschaffen.

»Nicholas!« rief sie. »So warte doch!«

»Ist das Alice?« fragte ich.

»Nein, nein. Das ist jemand ganz anderer - eine völlig andere Geschichte. Aber ich muß jetzt gehen.«

Er stand auf, und mit einer für seine Jahre und sein Körpergewicht bemerkenswerten Behendigkeit verschwand er durch das Fenster. Die begehrenswerte weibliche Erscheinung folgte ihm mit ebenso bemerkenswerter Behendigkeit.

Ich schüttelte mitleidig den Kopf. Offensichtlich wurde der arme Mann ständig von diesen wunderbaren Schönheiten geplagt, die aus diesem oder jenem Grund für ihn erglühten. In Gedanken an ein solch schreckliches Geschick leerte ich mein Glas in einem Zug und wunderte mich über die seltsame Tatsache, daß ich noch niemals ähnliche Schwierigkeiten gehabt hatte.

Und wütend bestellte ich einen weiteren Drink, während sich ein sehr vulgärer Ausruf unaufgefordert auf meine Lippen drängte.

Bis in die vierte Generation

Kurz nachdem »Der moderne Zauberer« erschienen war, zog sich Mr. Boucher als Herausgeber von F & SF zurück. Sein Nachfolger war Robert P. Mills.

Mr. Mills tat mir den größten Gefallen in meinem schriftstellerischen Leben, seit Mr. Campbell das Gespräch begonnen hatte, das zu »Und Finsternis wird kommen ...« geführt hatte. Mr. Mills ersuchte mich, jeden Monat eine wissenschaftliche Kolumne für F & SF zu schreiben, und ich erfüllte seine Bitte sofort. Seit der November-Ausgabe 1958, in der meine erste Kolumne erschienen war, wurde ich Monat für Monat meiner Aufgabe gerecht.

Von allen schriftstellerischen Arbeiten, die ich produziere, erfunden oder nicht erfunden, für Erwachsene oder für Jugendliche, bereiten mir diese Artikel für F & SF bei weitem die größte Freude, und während seiner ganzen Amtsdauer nannte ich Mr. Mills niemals anders als »meinen gütigen Herausgeber«.

Als wir eines Tages beim Lunch saßen, sagte Mr. Mills, er hätte am selben Tag den Namen Lefkowitz bei mehreren verschiedenen und unzusammenhängenden Gelegenheiten gelesen, und das erscheine ihm als ein sehr seltsames Zusammentreffen. Ob ich nicht daraus eine Geschichte machen könne? In meiner üblichen ungezwungenen Art sagte ich: »Sicher« und überlegte.

Das Ergebnis war eine Erzählung, die auch Mr. Boucher Tribut zollte. Er war gläubiger Katholik. (Ich muß sagen »er war«, denn er starb im April 1968, und alle, die ihn kannten, trauerten aufrichtig um ihn. Er war ein so liebenswerter, gütiger Mann, daß ihn sogar die Autoren liebten, die er abgelehnt hatte, und das bedeutet wohl den strengsten Test für wahre Zuneigung, den es gibt.) Und weil Mr. Boucher ein aufrichtiger

Katholik war, hatte auch F & FS unter seiner Leitung sehr oft eine schwache Aura von Katholizismus. Aber sie wirkte stets angenehm und liberal, denn auch das lag in seinem Wesen.

So beschloß ich, mich Mr. Boucher zu Ehren selbst in dieser Aura zu versuchen. Natürlich konnte ich nicht nach katholischer Art schreiben, denn ich bin kein Katholik. Also führte ich mein Vorhaben auf die einzige mir mögliche Art aus - ich schrieb eine jüdische Geschichte. Wie ich glaube, die einzige jüdische Geschichte, die ich jemals geschrieben habe.

Und aus Mr. Mills' Bemerkung über Lefkowitz wurde nachstehende Erzählung.

Um zehn Uhr vormittags rutschte Sam Marten aus dem Taxi. Wie stets versuchte er, mit der einen Hand die Wagentür zu öffnen, mit der anderen die Aktenmappe festzuhalten und mit einer dritten nach seiner Geldbörse zu greifen. Da er aber nur zwei Hände hatte, fiel ihm

die Durchführung dieser Absicht etwas schwer. Also stemmte er sein Knie gegen die Wagentür, wie stets, und seine Rechte tastete noch immer vergeblich nach der Geldbörse, während sein Fuß bereits den Bürgersteig berührte.

Der Verkehr der Madison Avenue floß vorbei. Ein roter Lastwagen verlangsamte widerstrebend sein Tempo und setzte sich ratternd wieder in Bewegung, als die Ampel grünes Licht zeigte. Eine weiße Aufschrift an der Seite informierte eine desinteressierte Welt darüber, daß dieser Lastwagen das Eigentum von *F. Lewkowitz und Söhne, Textiliengroßhandel,* war.

Levkovich, dachte Marten widersinnigerweise und fischte endlich seine Geldbörse aus der Rocktasche. Er warf einen Blick auf den Zähler und klemmte die Aktenmappe unter den Arm. *Ein Dollar, fünfundsechzig Cent, plus zwanzig Cent Trinkgeld. Wenn er zwei Zehn-Cent-Stücke opferte, hätte er kein Kleingeld mehr für dringende Fälle. Es war besser, wenn er sich einen Fünfer wechseln ließ.*

»Okay«, sagte er, »nehmen Sie Eins-fünfundachtzig heraus, mein Freund.«

»Danke«, sagte der Fahrer mit mechanischer Unaufrichtigkeit und gab das Wechselgeld heraus. Marten stopfte die Münzen in die Geldbörse, steckte letztere ein, hob die Aktenmappe und kämpfte sich durch die Fußgängermasse bis zu der Glastür des Gebäudes vor.

Levkovich? dachte er angestrengt und blieb stehen. Ein Passant stieß an seinen Ellbogen.

»Sorry«, murmelte Marten und ging wieder auf die Tür zu.

Levkovich? Die Aufschrift auf dem Lastwagen hatte aber anders gelautet. Er hatte *Lewkowitz* gelesen. Warum dachte er dann an Levkovich. Wenn auch in seinem College-Deutsch sich die W's kürzlich in V's verwandelt hatten, wie kam er dann auf das »ich«?

Levkovich? Ungeduldig schob er die ganze Angelegenheit beiseite. Wenn er sich nicht gegen diese Gedanken wehrte, würden sie ihn bald wie ein Schlager aus der Hitparade verfolgen.

Konzentration auf das Geschäft! Er war mit diesem Menschen, diesem Naylor, zum Lunch verabredet. Er war hier, um über einen wichtigen Vertrag zu verhandeln, um mit dreiundzwanzig Jahren einen karriereträchtigen Posten zu übernehmen, der ihn in zwei Jahren in die Lage versetzen sollte, Elizabeth heiraten zu können, wie geplant. Und der ihn in zehn Jahren zu einem wohlbestallten Familienvater irgendwo in einem Vorort machen sollte.

Er betrat die Vorhalle mit grimmiger Entschlossenheit und wandte sich den Aufzügen zu. Im Vorbeigehen flog sein Blick über die weißen Lettern der Lifttafeln.

Es war eine dumme Angewohnheit von ihm, im Vorübergehen zu versuchen, Zahlen- oder Buchstabenreihen aufzuschnappen, ohne den

Schritt zu verlangsamen oder sogar stehenzubleiben. Er sagte sich, daß er auf diese Weise üben konn-te, sich durch nichts ablenken zu lassen, stets zu wissen, was er wollte und welchen Weg er einzuschlagen hatte. Das war seiner Meinung nach sehr wichtig für einen Mann, dessen Job es war, mit Menschen umzugehen.

Kulinetten! Das war es, was er wollte. Das Wort amüsierte ihn. Eine ganz bestimmte Spezialisierung in der Produktion von Kleinküchen. In mannhafter Entschlossenheit und Ausdauer hatte man um diese Bezeichnung gerungen. Kulinetten - das klang einprägsam, feminin, keusch - alles zugleich.

Sein Blick hing an den M's und bewegte sich nach oben, während er weiterschritt. Mandel, Lusk, Lippert-Verlag (zwei ganze Etagen), Lafkowitz, Kulinetten - das war es. 1024, zehnter Stock.

Und dann blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen, drehte sich in widerstrebender Faszination um und kehrte zu der Lifttafel zurück. Er starrte sie an, als wäre er soeben vom Land in die Stadt gekommen.

Lafkowitz?

Wie wurde denn das buchstabiert?

Es war ganz deutlich. Lafkowitz, Henry J. 1701. Mit »a«. Das war nicht richtig. Das war sinnlos.

Sinnlos? Warum sinnlos? Er schüttelte heftig den Kopf, als wolle er den Nebel daraus vertreiben. Verdammt, was ging es ihn an, wie das buchstabiert wurde? Stirnrunzelnd wandte er sich ab und eilte zu einer Lifttür, die sich schloß, kurz bevor er sie erreichte. Verwirrt blieb er stehen.

Eine andere Tür öffnete sich, und rasch betrat er den Lift. Er klemmte die Aktenmappe unter den Arm und versuchte, strahlend und lebhaft auszusehen - wie ein junger, vielversprechender Direktor. Er mußte auf Alex Naylor Eindruck machen. Bisher war er nur telephonisch mit ihm in Verbindung getreten. Wenn er sich den Kopf über Lewkowitze und Lafkowitze zerbrach ...

Im siebten Stock blieb der Lift lautlos stehen. Ein junger

Mann in Hemdsärmeln stieg aus. Er balancierte etwas auf den Händen, das wie eine Schreibtischschublade aussah. Darauf befanden sich drei Kaffeetassen und drei Sandwiches.

Und dann, als sich die Lifttür wieder zu schließen begann, tauchte vor Martens Augen verschwommen ein Mattglas auf, mit schwarzen Lettern. 701 - Henry J. Lefkowitz - Import. Unerbittlich entzogen die beiden Flügel der Lifttür die Schrift seinen Blicken.

Marten beugte sich aufgeregt vor. Ich will in den siebenten Stock zurück .

Aber es befanden sich noch andere Fahrgäste im Lift. Und außerdem, was sollte er im siebten Stock?

Und doch, die Erregung wich nicht von ihm. Auf der Lifttafel war

der Name falsch buchstabiert gewesen. Es war kein »a«, nein, es war ein »e«. Irgendein Analphabet hatte die Schrift mit dem linken Fuß eingesetzt.

Lefkowitz. Aber das stimmt ja immer noch nicht.

Wieder schüttelte er den Kopf. Wozu mußte es auch stimmen?

Der Lift hielt im zehnten Stockwerk, und Marten stieg aus.

Alex Naylor von »Kulinetten« entpuppte sich als untersetzter Mann in mittleren Jahren, mit weißer Haarmähne, rotem Gesicht und breitem Lächeln. Seine Handflächen waren trocken und rauh, sein Händedruck bemerkenswert fest, und seine Linke, die sich treuherzig auf Martens Schulter legte, schien eine wirklich ernst gemeinte freundschaftliche Gesinnung ausdrük-ken zu wollen.

»In zwei Minuten bin ich soweit. Wollen wir gleich hier im Haus essen? Exzellentes Restaurant! Außerdem haben sie einen Barkeeper, der einen guten Martini mixen kann. Einverstanden?«

»Großartig!« Marten pumpte genau die richtige Menge Enthusiasmus aus einem Reservoir irgendwo tief in seinem Innern hoch.

Aus den zwei Minuten wurden zehn, und Marten wartete mit dem Unbehagen, das einen Mann stets zu befallen pflegt, wenn er in einem fremden Büro wartet. Er starrte auf die Polstersessel, in den kleinen Nebenraum, in dem eine junge, offensichtlich gelangweilte Telefonistin saß, er starrte die Bilder an den Wänden an, und mit halbem Herzen durchblätterte er ein Handelsmagazin, das auf einem Tischchen neben ihm lag.

Aber er dachte nicht an Lev ...

Nein, er dachte *nicht* daran!

Das Restaurant war angenehm, oder es wäre angenehm gewesen, wenn Marten sich nicht so unbehaglich gefühlt hätte. Glücklicherweise sah er sich von der Bürde befreit, die Konversation zu führen. Naylor sprach rasch und laut, durchlas die Speisekarte mit geübten Augen, empfahl »Eigericht Benedikt« und gab seine Meinung über das Wetter und die miserable Situation des Straßenverkehrs zum besten.

Gelegentlich versuchte Marten, in die Gegenwart zurückzukehren, seine abwesenden Gedanken zu sammeln. Aber jedesmal befiel ihn diese unerklärliche Ruhelosigkeit von neuem. Irgend etwas stimmte nicht. Der Name stimmte nicht. Und er behinderte ihn in der Erfüllung seiner Pflichten.

Aber jetzt wollte er mit aller Gewalt diesen Unsinn beenden. Plötzlich brach ein Wortschwall aus ihm hervor, und er brachte das Gespräch auf das Installationswesen. Das war natürlich unhöflich. Vor allem bestand keinerlei Veranlassung dazu. Er hatte das Thema etwas zu abrupt gewechselt.

Trotzdem, der Lunch verlief recht zufriedenstellend, das Dessert wurde aufgetragen, und Naylor antwortete freundlich.

Er gab zu, daß er mit den bestehenden Einrichtungen unzufrieden war. Ja, er hätte sich Martens Vorschläge genau angesehen, ja, es schien ihm, da wäre eine Chance, eine gute Chance, er dachte auch, daß .

Eine Hand legte sich auf Naylors Schulter, und ein Mann ging hinter seinem Stuhl vorbei.

»Wie ist der Junge, Alex?«

Naylor blickte auf, mit bereitwilligem Grinsen und aufleuchtenden Augen.

»Hey, Lefk! Was macht das Geschäft?«

»Kann nicht klagen. Wir sehen uns ...« Der Mann entfernte sich.

Marten hörte nicht mehr zu. Er fühlte, wie seine Knie zitterten, als er sich halb von seinem Stuhl erhob.

»Wer war das?« fragte er aufgeregt.

»Wer? Lefk? Jerry Lefkovitz? Kennen Sie ihn?« Naylor blickte seinen Tischgefährten mit kühler Überraschung an.

»Nein. Wie wird sein Name buchstabiert?«

»L-E-F-K-O-V-I-T-Z, glaube ich. Warum?«

»Mit V.«

»Mit F ... Oh, das ist auch ein V.« Naylors Gesicht sah nicht mehr so gutgelaunt aus.

»Da ist ein Lefkowitz im Haus. Mit W. Sie wissen doch, Lef-K-O-W-itz.«

»Oh?«

»Zimmer 701. Ist das nicht derselbe?«

»Jerry arbeitet nicht in diesem Haus. Er hat sein Büro in dem Haus auf der anderen Straßenseite. Den anderen kenne ich nicht. Das ist hier ein ziemlich großes Gebäude, und ich kann nicht jeden beobachten, der hier aus- und eingeht. Aber was soll das überhaupt?«

Marten schüttelte den Kopf und lehnte sich zurück. Er wußte ja selbst nicht, was das sollte. Oder wenn er es wußte, so wagte er nicht, es zu erklären. Konnte er denn sagen: Heute verfolgen mich alle Arten von Lefkowitz?

»Wir sprachen über die Installationen«, sagte er.

»Ja, nun, wie ich sagte, ich habe mir Ihre Vorschläge angesehen. Natürlich muß ich zuerst noch mit den Leuten von der Produktion sprechen. Das verstehen Sie sicher. Sie werden von mir hören.«

»Sicher«, sagte Marten unendlich deprimiert. Naylor würde nichts von sich hören lassen. Die ganze Angelegenheit war rettungslos verfahren.

Und doch, trotz seiner tiefen Niedergeschlagenheit war noch immer diese seltsame Unruhe in ihm.

Zur Hölle mit Naylor! Marten wollte nichts anderes als aufbrechen, vorankommen. (Womit vorankommen? Aber diese Frage war nur ein Flüstern. Was immer in seinem Innern diese Frage gestellt hatte, es verebbte, erstarb ...)

Qualvoll langsam näherte sich der Lunch seinem Ende. Sie hatten sich wie zwei Freunde nach langjähriger Trennung begrüßt, und jetzt gingen sie wie Fremde auseinander.

Marten fühlte einzig und allein Erleichterung.

Heftig schlug der Puls in seinen Schläfen, als er sich zwischen den Tischen hindurchzwängte, aus dem gespenstischen Haus eilte, hinaus auf die gespenstische Straße.

Gespenstisch? Madison Avenue um dreizehn Uhr zwanzig. Ein früher Nachmittag. Strahlend schien die Sonne, und Zehntausende Männer und Frauen belebten die Bürgersteige.

Aber Marten spürte, daß es spukte. Er klemmte die Aktenmappe unter den Arm und wandte sich verzweifelt nordwärts. Ein letzter Rest seines gesunden Verstands warnte ihn, daß er um fünfzehn Uhr eine Verabredung hatte. In der 36. Straße. Aber das war bedeutungslos. Er rannte die Straße hinauf. Nordwärts.

Bei der 54. Straße überquerte er die Madison Avenue und wandte sich in westliche Richtung. Abrupt blieb er stehen und blickte empor.

Ein Schild hing über dem Fenster im dritten Stockwerk. Er konnte es deutlich lesen: *S. Levkowich, vereidigter Steuerprüfer.*

Ein V und W. Aber das erste ICH-Ende, das er bisher gese-hen hatte. Das erste. Er kam der Sache näher. Wieder wandte er sich auf der Fifth Avenue nach Norden, rannte durch die unwirklichen Straßen einer unwirklichen Stadt, keuchte wie ein gejagtes Wild, während die Menschenmengen, die ihn umfluteten, sich in Nichts auflösten.

Ein Schild über einem ebenerdigen Fenster. *M. R. Lefkowicz, praktischer Arzt.*

Ein kleiner Halbkreis von goldenen Blättern über der Inschrift aus dem Schaufenster eines Süßwarenladens: *Jacob Levkow.*

»Ein halber Name, dachte er wütend. Warum führt er mich mit einem halben Namen in die Irre?«

Die Straßen waren leer. Nur eine mannigfaltige Sippschaft von Lefkowitz, Levkowitz, Lefkowicz stand im luftleeren Raum.

Dumpf nahm er den Park wahr, der sich in unbewegtem Grün vor ihm abzeichnete. Er wandte sich nach Westen. Aus den Augenwinkeln sah er ein Stück Zeitungspapier flattern, die einzige Bewegung in einer toten Welt. Er drehte sich um, bückte sich, hob das Papier auf, ohne seinen Schritt zu verlangsamen.

Jiddische Sprache, eine zerrissene halbe Seite.

Er konnte die Schrift nicht lesen. Er konnte die verblaßten hebräischen Buchstaben nicht entziffern. Er hätte sie auch nicht lesen

können, wenn sie deutlich und klar gewesen wären. Aber ein Wort war deutlich. Aus der Mitte der Seite sprangen ihn die dunklen Lettern an, deutlich bis auf die kleinsten Abstriche an Kopf und Fuß der Buchstaben. Und das Wort hieß »Levko-witsch«, er wußte es, und er sagte es sich vor, indem er die zweite Silbe betonte. Lef-K-O-vitsch.

Er ließ das Papier zu Boden flattern und betrat den leeren Park. Die Bäume bewegten sich nicht, und die Blätter hingen merkwürdig herab. Gleich einer toten Last lag das Sonnenlicht drückend auf ihm und spendete keine Wärme.

Er rannte, aber seine Füße wirbelten keinen Staub auf, und ein Grasbüschel, auf das er trat, beugte sich nicht.

Und dort auf einer Bank saß ein alter Mann. Der einzige Mensch in dem verlassenen Park. Er trug eine dunkle Mütze, deren Schild seine Augen beschattete. Darunter quollen graue Haarsträhnen hervor. Der ergraute Bart reichte bis zum untersten Knopf seiner schäbigen Jacke. Die alte Hose war geflickt, und um jeden der zerrissenen, formlosen Schuhe war ein Streifen grober Leinwand gewickelt.

Marten blieb stehen. Er konnte kaum atmen. Er konnte nur ein Wort sagen, nur eine Frage stellen.

»Levkovich?«

Er stand da, während der alte Mann sich langsam erhob. Trübe braune Augen blickten aus dem faltigen Gesicht.

»Marten«, seufzte der Alte. »Samuel Marten. Du bist gekommen.« Die Worte sprachen zwei Sprachen, denn in dem Englisch hörte Marten den schwachen Klang eines ausländischen Akzents. Hinter »Samuel« schwang ein lautloser Schatten mit - »Schmuel«.

Die rauhen, geäderten Hände des alten Mannes streckten sich aus und zogen sich wieder zurück, als ob er sich vor einer Berührung fürchtete.

»Ich habe gesucht, aber da sind so viele Menschen in der Wildnis dieser aufstrebenden Stadt. So viele Martins und Mar-tiness und Mortons und Mertons. Endlich hielt ich an, als ich den grünen Park hier fand, aber nur für einen Augenblick -denn ich würde niemals die Sünde begehen, den Glauben zu verlieren. Und dann kamst du.«

»Ich bin es«, sagte Marten, und er wußte, wer der andere war. »Und du bist Phinehas Levkovich. Warum sind wir hier?«

»Ich bin Phinehas Ben Jehudah. Der Name Levkovich wurde mir durch den Ukas des Zaren zugeteilt, der die Familiennamen für alle festgesetzt hat. Und wir sind hier«, sagte der alte Mann leise, »weil ich gebetet habe. Als ich schon alt war, ging Leah, meine einzige Tochter, das Kind meiner alten Jahre, mit ihrem Gatten nach Amerika. Sie verließ die Knute des Alten in der Hoffnung auf das Neue. Und meine Söhne starben, und Sarah, die Gattin meines Herzens, war schon lange tot, und ich war allein. Und die Zeit kam, da auch ich sterben mußte.

Aber ich hatte Leah nicht gesehen, seit sie in das ferne Land gegangen war, und nur selten kam ein Wort von ihr zu mir. Meine Seele sehnte sich danach, die Söhne zu sehen, die sie geboren hatte. Söhne von meinem Samen, Söhne, in denen meine Seele leben und niemals sterben mag.«

Seine Stimme klang fest, und der lautlose Schatten, der hinter seinen Worten schwebte, klang wie das ständige, unabänderliche Fließen einer altertümlichen Sprache.

»Und mein Gebet wurde erhört, und zwei Stunden wurden mir geschenkt, damit ich den ersten Sohn meines Stammes erblicken kann, der in einem neuen Land und in einer neuen Zeit geboren wurde. Sohn der Tochter der Tochter meiner Tochter, habe ich dich gefunden, mitten im gleißenden Licht dieser Stadt?«

»Aber warum hast du gesucht? Warum hast du nicht sofort zu mir gefunden?«

»Weil so viel Freude in der Hoffnung des Suchens liegt, mein Sohn«, sagte der alte Mann strahlend, »und im Entzücken des Findens. Zwei Stunden waren mir gegeben, um zu suchen, zwei Stunden, um zu finden ... Und siehe, du bist hier, und ich habe gefunden, was mir im Leben nicht zu sehen vergönnt war.« Zärtlich klang die alte Stimme. »Geht es dir gut, mein Sohn?«

»Es geht mir gut, mein Vater, nun, da ich dich gefunden habe«, sagte Marten, und er sank auf die Knie. »Gib mir deinen Segen, mein Vater, damit es mir gutgehen möge an allen Tagen meines Lebens, und auch dem Mädchen, das ich zur Gattin nehmen werde, und den Kindern, die aus meinem Samen wachsen werden und aus dem deinen.«

Er fühlte, wie die alte Hand leicht auf seiner Stirn ruhte, und nur ein lautloses Flüstern war um ihn.

Marten stand auf.

Die Augen des alten Mannes senkten sich sehnsüchtig in die seinen. Verloren sie den Fokus?

»Nun gehe ich in Frieden zu meinen Vätern, mein Sohn«, sagte der alte Mann, und Marten blieb allein im leeren Park zurück.

Bewegung flutete erneut heran, die Sonne setzte ihren unterbrochenen Weg fort, der Wind lebte auf, und im selben Augenblick kehrte alles wieder .

Um zehn Uhr vormittags rutschte Sam Marten aus dem Taxi und suchte auch nach seiner Geldbörse, während der Verkehr an ihm vorbeifloß.

Ein roter Lastwagen verlangsamte die Geschwindigkeit und fuhr dann weiter. Eine weiße Aufschrift an seiner Seite lautete: *F. Lewkowitz und Söhne, Textiliengroßhandel.*

Marten sah es nicht. Irgendwie wußte er, daß alles gut sein

würde. Irgendwie war er sich dessen so sicher wie nie zuvor ...

Was ist es, das man Liebe nennt?

Das ist eine sehr komplizierte Geschichte. Sie geht bis auf 1938/39 zurück. Damals erschien etwa ein halbes Dutzend Nummern eines Magazins, das ich nicht nennen will. Es versuchte sich in einem Genre, das ich nicht anders als »pikante Science-Fiction-Erzählungen« bezeichnen kann. Wenn man die sexuelle Freizügigkeit in Betracht zieht, die den heutigen Autoren gestattet ist, so würden sich diese alten pikanten Geschichten heute vielleicht lesen wie etwa »Die Bobbsey-Zwillinge im Weltraum«. Aber damals konnten sie die wenigen Leser des betreffenden Magazins sehr aufregen.

Diese Geschichten beschäftigten sich sehr ernsthaft mit den heißen Leidenschaften, die irgendwelche fremde Monstren den Erdenfrauen entgegenbrachten. Stets wurden Kleider zerrissen, und Brüste wurden mit einer reichen Vielfalt von elliptischen Phrasen beschrieben. (Ja, ich weiß, das ist ein seltsames Wortspiel.) Das Magazin starb einen verdienten Tod, weniger wegen des harten Sex und Sadismus als wegen der tödlichen Einförmigkeit der Erzählungen und der unergründlichen Qualität der schriftstellerischen Werte.

Der Vorhang fiel und hob sich wieder im Jahre 1960. Das Magazin Playboy beschloß, sich ein bißchen Spaß mit Science-Fiction zu gönnen. Sie veröffentlichten einen Artikel, der sich »Die Mädchen des Schleimgotts« betitelte. Darin brachten sie zum Ausdruck, daß Science-Fiction nur aus Sex und Sadismus und sonst nichts besteht. Aber sie fanden nur wenig Stoff, den sie ironisieren konnten, denn bis 1960 gab es keinen Literaturzweig (außer vielleicht den Kindergeschichten in den Bulletins der Sonntagsschulen), der puritanischer war als Science-Fiction. Natürlich hat seit 1960 die sexuelle Liberalität auch die Science-Fiction-Literatur durchdrungen.

Also mußte Playboy seinen Artikel mit den komischen Titel-blatt-Schönheiten vergangener Science-Fiction-Magazine illustrieren, und als einzige Quelle stand die 1938/39 erschienene Zeitschrift zur Verfügung, die ich oben erwähnte.

Cele Goldsmith, die Herausgeberin von Amazing Stories, las den Artikel und rief mich sofort an. Sie schlug vor, ich solle eine Geschichte »Playboy und der Schleimgott« schreiben, eine Satire der Satire. Aus verschiedenen Gründen erschien mir das sehr verführerisch.

1) Man muß Miß Goldsmith gesehen haben, um an ihre reale Existenz zu glauben. Sie war die einzige mir bekannte Science-Fiction-Herausgeberin, die wie ein Show Girl aussah, und zufällig üben Show-Girl-Typen eine ästhetische Anziehungskraft auf mich aus (oder so etwas Ähnliches).

2) Ich nehme Science-Fiction ernst und ärgerte mich darüber, daß das

Magazin von 1938/39 als Gegenstand einer Playboy-Satire dienen sollte. Ich wollte ihnen die Satire heimzahlen.

3) Ich dachte mir ganz schnell aus, was ich sagen wollte.

Also schrieb ich »Playboy und der Schleimgott« und benutzte dieselben Zitate, die Playboy angeführt hatte. Ich versuchte darzustellen, wie eine Begegnung zwischen sex-interessierten Wesen von fremden Sternen und Erdenfrauen wirklich verlaufen mochte. (Ich muß sagen, daß eigentlich Miß Goldsmith die letzten drei Absätze der Erzählung schrieb. Mein Schluß war ziemlich anmaßend, und Miß Goldsmith wußte einen viel besseren. So ließ ich ihn stehen, nicht nur in dem Magazin, sondern auch an dieser Stelle.)

Der Titel war ein Problem. Er wirkte abstoßend. Als Groff Conklin, einer der unermüdlichsten Anthologen in dieser Branche, die Erzählung für eine seiner Anthologien in Betracht zog, fragte er mich ziemlich kläglich, ob ich nicht einen anderen Titel wüßte.

»Darauf können Sie wetten«, sagte ich. »Wie wäre es mit >Was ist es, das man Liebe nennt?<«

Mr. Conklin war entzückt und ich auch, und diesen Titel hat er verwendet, und auch ich verwende ihn in dieser Sammlung.

»Aber das sind doch zwei verschiedene Arten«, sagte Captain Garm und betrachtete aufmerksam die Kreaturen, die man von dem Planeten da unten gebracht hatte. Seine optischen Organe konnten den Fokus auf maximale Schärfe einstellen, wobei sie sich nach außen wölbten. Der Farbfleck über den Organen schoß rasche Blitze.

Botax fühlte sich angenehm erwärmt, als er endlich wieder Farbänderungen sehen konnte. Viele Monate hatte er in der Spionier-Zelle auf dem Planeten verbracht, um in den modulierten Lautwellen, die die Eingeborenen aussandten, einen Sinn zu entdecken. Die Kommunikation durch Blitze gab ihm fast ein Gefühl, als wäre er daheim, im fernen Perseus-Sektor.

»Nicht zwei Arten«, sagte er, »aber zwei verschiedene Erscheinungsformen derselben Art.«

»Unsinn. Sie sehen doch ganz verschieden aus. Zwar gleichen sie vage den Persanern, dem Hohen Wesen sei Dank, und ihr Äußeres ist nicht so abstoßend wie das der meisten Außenweltler. Vernünftige Gestalt, erkennbare Gliedmaßen. Aber kein Farbfleck. Können sie sprechen?«

»Ja, Captain Garm.« Botax gestattete sich ein diskret mißbilligendes prismatisches Zwischenspiel. »Die Details stehen in meinem Bericht. Diese Kreaturen produzieren Laute mittels Hals und Mund in der Art eines komplizierten Hustens. Ich habe es selbst gelernt«, sagte er in bescheidenem Stolz. »Es ist sehr schwierig.«

»Dabei muß sich einem ja der Magen umdrehen. Nun, das kommt von ihren flachen, undehnbaren Augen. Wenn man nicht mittels Farbe

sprechen kann, werden die Augen ziemlich nutzlos. Aber wie können Sie darauf bestehen, daß das zwei verschiedene Erscheinungsformen derselben Art sind? Der auf der linken Seite ist kleiner und hat längere Tentakel, oder was immer das ist, und er scheint anders proportioniert. Er hat Ausbuchtungen, wo der andere keine hat. Leben sie?«

»Sie leben, aber sie sind augenblicklich nicht bei Bewußtsein, Captain. Sie wurden psychologisch behandelt, damit sie keine Furcht empfinden und man sie leichter studieren kann.«

»Aber sind sie es wert, daß man sie studiert? Wir sind mit unserem Zeitplan in Verzug und haben noch mindestens fünf Welten zu untersuchen und zu erforschen, die bedeutender sind als diese. Es ist sehr teuer, eine Zeitstockung aufrechtzuerhalten, ich würde sie zurückbringen und weiterfliegen ...«

»Captain, es war meine Aufgabe, diesen Planeten zu studieren, und das hat sich als sehr schwierig erwiesen, denn er ist einzigartig. Er ist so einzigartig, daß ich kaum all seine Facetten erfassen kann. Zum Beispiel besteht alles Leben auf diesem Planeten aus Arten in zwei verschiedenen Erscheinungsformen. Es gibt keine Worte, um dies zu beschreiben oder gar zu begreifen. Ich kann nur von einer ersten und einer zweiten Form sprechen. Wenn sie ihre Laute produzieren, wird die kleine Form >weiblich< genannt und die große >männlich<. Also sind sich die Kreaturen selbst des Unterschieds bewußt.«

Garm stöhnte.

»Welch eine ekelerregende Art der Kommunikation!«

»Und noch etwas, Captain. Um Junge zu erzeugen, müssen die beiden Erscheinungsformen zusammenarbeiten.«

Der Captain, der sich vorgebeugt hatte, um die Geschöpfe mit einer Mischung von Interesse und Widerwillen zu examinieren, richtete sich kerzengerade auf.

»Zusammenarbeiten? Was ist das für ein Unsinn? Es gibt kein grundlegenderes Merkmal des Lebens, als daß jede lebende Kreatur Nachkommen produziert, indem sie sich im tiefsten Innern mit sich selbst verbindet. Was anderes macht das Leben lebenswert?«

»Die eine Form bringt das Leben hervor, aber die andere Form muß mithelfen.«

»Wie?«

»Es war sehr schwierig, das festzustellen. Es handelt sich um etwas sehr Privates, und als ich die greifbaren Formen der Literatur durchforschte, fand ich keine exakte, deutliche Beschreibung. Aber ich konnte vernünftig scheinende Folgerungen ziehen.«

Garm schüttelte den Kopf.

»Lächerlich. Das Gebären ist die heiligste, privateste Funktion der gesamten Galaxis. Auf Zehntausenden von Welten ist das so. Wie sagt

doch der große Photo-Barde Levuline? >O Keimzeit, o Keimzeit, o süße, berauschende Zeit des Keimens, o Zeit, wenn .. .<«

»Sie verstehen mich nicht, Captain. Diese Zusammenarbeit zweier Formen bringt irgendwie eine Vereinigung von Genen zustande. Wie das vor sich geht, kann ich nicht genau sagen. Es handelt sich um eine Vorrichtung, durch die in jeder Generation neue Kombinationen von Charaktermerkmalen ins Leben gerufen werden. Es gibt unzählige Variationen. Nach der Mutation können die Gene nahezu sofort ihr Wesen zum Ausdruck bringen, während im üblichen Gebärsystem ein Jahrtausend vergeht, bis es soweit ist.«

»Wollen sie mir etwa erzählen, daß sich die Gene eines Individuums mit den Genen eines anderen verbinden können? Wissen Sie, wie lächerlich das im Licht aller Prinzipien der zellularen Physiologie erscheint?«

»Es muß so sein«, sagte Botax. Nervös zuckte er unter dem starren, glotzäugigen Blick des anderen zusammen.

»Beweisen Sie, daß diese Zusammenarbeit, von der Sie sprachen, tatsächlich existiert. Wenn Ihnen das gelingt, werde ich über dieses Thema noch einmal nachdenken. Wenn nicht, werde ich mir all Ihre Phantastereien aus dem Kopf schlagen, und wir werden unsere Reise fortsetzen.«

»Ich kann es beweisen.« Botax' Farbblitze wandelten sich in ein grelles Gelbgrün. »Die Kreaturen dieser Welt sind auch noch auf andere Weise einzigartig. Sie sehen Fortschritte voraus, die sie noch nicht gemacht haben. Das ist wahrscheinlich eine Konsequenz ihres Glaubens an schnelle Änderung, die sie ja ständig mitansehen. Aus diesem Grund frönen sie einer Literaturgattung, die sich beispielsweise mit Raumfahrt beschäftigt. Letztere haben sie natürlich noch nicht in ernstzunehmender Form entwickelt. Sie bezeichnen diese Literatur als >Science-Fiction<, wenn ich richtig übersetzt habe. Ich habe meine Lektüre fast ausschließlich auf >Science-Fiction< beschränkt, weil ich dachte, daß sie sich in ihren Träumen und Illusionen am ehesten verraten und ihre Gefährlichkeit deutlich machen würden. Und aus der >Science-Fiction<-Literatur habe ich auch die Methode ihrer zwischenförmlichen Zusammenarbeit abgeleitet.«

»Also gut«, sagte der Captain gelangweilt. »Holen Sie die beiden Kreaturen ins Bewußtsein zurück und tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber schnell!«

Marge Skidmoore wurde sich ganz plötzlich ihrer neuen Umgebung bewußt. Sie erinnerte sich sehr genau an die Bahnstation. Es dämmerte, und der Bahnsteig war beinahe leer. Nur ein Mann stand neben ihr, und ein anderer am entgegengesetzten Ende des Bahnsteigs. Ein schwaches Rattern in der Ferne zeigte an, daß die Bahn sich näherte.

Und dann war da der Blitz gewesen, ein Gefühl, als kehre sich ihr Innerstes nach außen, das verschwommene Bild eines wellenförmigen Geschöpfes, triefender Schleim, ein Ruck nach oben, und jetzt .

»O Gott«, sagte sie schaudernd. »Ist das still hier! Und da ist ja noch jemand.«

Sie fühlte leichte Übelkeit, aber keine Furcht. Sie war beinahe stolz, weil sie sich nicht fürchtete. Der Mann neben ihr war genauso ruhig wie sie selbst. Er trug noch immer den verbeulten Filzhut. Es war der Mann, der neben ihr auf dem Bahnsteig gestanden hatte.

»Sie sind auch hier? Wer noch?« fragte sie.

Charlie Grimwood fühlte sich schlaff und kraftlos. Er versuchte die Hand zu heben, den Hut abzunehmen und das dünne Haar glattzustreichen, das seinen Kopf nur teilweise bedeckte. Aber er bemerkte, daß sich seinen Bewegungen ein gummiartiger, aber sehr hartnäckiger Widerstand entgegensetzte. Er ließ die Hand sinken und blickte mürrisch in das schmale Gesicht der Frau, die ihn anstarrte. Sie war Mitte Dreißig, schätzte er. Ihr Haar war schön, und ihr Kleid saß gut, aber in diesem Augenblick wünschte er sich nur, irgendwo anders zu sein, und es bereitete ihm überhaupt keinen Trost, daß er Gesellschaft hatte. Wenn es sich auch um weibliche Gesellschaft handelte.

»Ich weiß es nicht, Lady«, sagte er. »Ich stand gerade auf dem Bahnsteig .«

»Ich auch.«

»Und dann sah ich einen Blitz. Gehört habe ich nichts. Und jetzt bin ich hier. Das müssen kleine Menschen vom Mars oder von der Venus oder sonstwo gewesen sein.«

Marge nickte nachdrücklich.

Botax trat mutig heran. Seine Stimme kratzte und kreischte, aber er konnte das Timbre der Eingeborenen doch wenigstens annähernd imitieren.

»Kreaturen! Wir werden euch nichts tun. Aber wir müssen euch um einen Gefallen bitten. Würdet ihr bitte zusammenarbeiten.«

»He, er kann sprechen!« rief Charlie. »Wie meinen Sie denn das? Zusammenarbeiten?«

»Ihr beide. Miteinander«, sagte Botax.

»Eh?« Charlie sah Marge an. »Verstehen Sie, was er meint, Lady?«

»Keine Ahnung«, erwiderte sie hochmütig.

»Ich meine ...«, begann Botax, und dann nannte er die Kurzform, die er einmal gehört hatte und die als Synonym für den betreffenden Vorgang galt.

Marge lief purpurrot an.

»Was?« schrie sie. Botax und Captain Garm preßten die Hände auf die mittlere Region ihres Körpers, um ihre Hörflek-ke zu bedecken, die

unter dem Anprall dieser Phonstärke schmerzhaft zitterten.

Marge fuhr wütend fort.

»Was bilden Sie sich eigentlich ein, Sie! Ich bin eine verheiratete Frau. Wenn mein Ed hier wäre, der würde Ihnen aber was erzählen. Und Sie da!« Trotz des gummiartigen Widerstands fuhr sie heftig zu Charlie herum. »Wenn Sie vielleicht glauben, daß ...«

»Was ist geschehen, Investigator Botax?« fragte Captain Garm. »Was waren das für grauenhafte, übelklingende Laute?«

»Nun ja ...« Botax strahlte einen kurzen, roten Verwirrungsblitz aus. »Es handelt sich hier um ein sehr kompliziertes Ritual. Sie pflegen sich zuerst meist widerstrebend zu verhalten. Das erhöht die spätere Wirkung. Nach diesem einleitenden Spiel müssen die Häute entfernt werden.«

»Sie müssen *abgehäutet* werden?«

»Nicht wirklich abgehäutet. Es sind künstliche Häute, die sich schmerzlos entfernen lassen. Das muß auch sein. Speziell bei der kleineren Form.«

»Also gut. Dann sagen Sie ihnen, sie sollen die Häute entfernen. Wirklich, Botax, ich finde das nicht sehr appetitlich.«

»Ich halte es für besser, wenn man der kleinen Form nicht sagt, sie soll die Häute ablegen. Wir müssen das Ritual sehr aufmerksam beobachten. Ich habe hier Auszüge aus jenen Raumfahrer-Geschichten, die der Mann von der Zeitschrift >Belustigungsknabe< als besonders hochstehend empfand. In diesen Erzählungen werden die Häute gewaltsam entfernt. Hier ist die Schilderung eines solchen Vorfalls: >... er zerrte am Kleid des Mädchens, riß es fast von ihrem schlanken Leib. Eine flüchtige Sekunde lang fühlte er die Wärme ihres halbent-blößten, festen Busens an der Wange . < Und in dieser Art geht es dann weiter. Das Zerreißen, die gewaltsame Entfernung der Häute gilt als Reizmittel, verstehen Sie?«

»Busen? Diesen Blitz kenne ich nicht.«

»Ich habe diesen Blitz erfunden, um die Bedeutung des Gegenstands zu übersetzen. Es handelt sich um Ausbuchtungen am Oberkörper der kleineren Form.«

»Ich verstehe. Nun, dann sagen Sie der größeren Form, sie soll die Häute vom Körper der kleineren reißen. Eine widerwärtige Angelegenheit!«

Botax wandte sich zu Charlie.

»Sir«, sagte er, »reißen Sie das Kleid des Mädchens fast von ihrem schlanken Leib, bitte. Ich werde Sie zu diesem Zweck freilassen.«

Marges Augen weiteten sich, und sie wirbelte außer sich vor Empörung zu Charlie herum.

»Wagen Sie es ja nicht! Unterstehen Sie sich, mich anzurühren, Sie Wüstling!«

»Ich? Aber das war doch gar nicht meine Idee«, sagte Charlie kläglich. »Glauben Sie denn, ich laufe herum und zerreiße Kleider? Hören Sie.« Er wandte sich zu Botax. »Ich habe eine Frau und drei Kinder. Wenn Sie herausfindet, daß ich herumlaufe und Kleider zerreiße, gibt's ein Donnerwetter. Wissen Sie, was meine Frau sagt, wenn ich eine andere nur mal kurz anschaue? Hören Sie .«

»Widersetzt er sich noch immer?« fragte der Captain ungeduldig.

»Anscheinend«, erwiderte Botax. »Möglicherweise verlängert die fremde Umgebung das Vorspiel der Zusammenarbeit. Da ich weiß, daß diese Angelegenheit Ihnen Unbehagen bereitet, will ich das Vorspiel des Rituals lieber selbst übernehmen. Es wird in den ‚Science-Fiction-Erzählungen häufig geschildert, daß eine außenweltliche Spezies diese Aufgabe durchführt. Zum Beispiel hier.« Er blätterte in seinen Notizen, bis er fand, was er gesucht hatte. »Hier wird eine solche schreckliche Spezies beschrieben. Die Kreaturen auf dem Planeten da unten haben ziemlich närrische Begriffe, müssen Sie wissen. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, sich hübsch aussehende Individuen vorzustellen, wie zum Beispiel uns, mit unserer feinen, schleimigen Haut .«

»Weiter, weiter! Reden Sie nicht so lange herum«, befahl der Captain.

»Ja, Captain. Hier steht, daß das extraterrestrische Geschöpf >auf das Mädchen zutrat. Hysterisch schrie sie auf, als das Monstrum sie umarmte. Krallen zerrten blindlings an ihrem Leib, rissen das Hemd in Fetzen.< Da sehen Sie es. Die eingeborene Kreatur schreit, weil sie stimuliert wird, wenn man ihre Häute entfernt.«

»Dann tun Sie es, Botax. Entfernen Sie die Häute. Aber ich bitte Sie inständig, sehen Sie zu, daß es kein Geschrei gibt. Ich zittere am ganzen Körper, wenn diese Lautwellen heranfluten.«

Botax sagte höflich zu Marge: »Wenn es Ihnen nichts ausmacht . « Ein spachtelartiger Finger fuhr in den Halsausschnitt ihres Kleides.

Marge wand sich verzweifelt.

»Fassen Sie mich nicht an! Fassen Sie mich nicht an! Sie machen mich ja voller Schleim! Hören Sie, dieses Kleid hat bei Ohrbach vierundzwanzig Dollar und fünfundneunzig Cent gekostet. Verschwinde, du Ungeheuer! Schauen Sie sich doch diese Augen an.« Sie keuchte vor verzweifelter Anstrengung, dem Zugriff der extraterrestrischen Hand zu entgehen. »Ein schleimiges, glotzäugiges Monstrum, das ist er. Hören Sie, ich ziehe mich selbst aus. Aber bleiben Sie mir um Gottes willen nur ja mit Ihrem Schleim vom Leib!«

Sie zerrte an ihrem Reißverschluß und warf Charlie einen wütenden Seitenblick zu.

»Wagen Sie nur ja nicht herzuschauen!«

Charlie schloß die Augen und zuckte resignierend mit den

Schultern.

Sie stieg aus dem Kleid.

»Nun? Sind Sie jetzt zufrieden?«

Captain Garms Finger zuckten unglücklich.

»Ist das der Busen? Warum dreht denn die andere Kreatur den Kopf weg.«

»Immer noch dieses Widerstreben«, sagte Botax. »Außerdem ist der Busen noch immer bedeckt. Es müssen noch weitere Häute entfernt werden. Wenn er entblößt ist, stimuliert der Busen sehr stark. Er wird immer wieder als elfenbeinfarbene Halbkugel beschrieben, oder als weißschimmernde Rundungen oder so ähnlich. Ich habe hier Zeichnungen, optische Darstellungen, die ich den äußeren Hüllen der Raumfahrer-Zeitschriften entnommen habe. Wenn man nachschaut, wird man fast auf jeder Nummer dieser Zeitschrift eine Kreatur mit einem mehr oder weniger entblößten Busen finden.«

Der Captain blickte nachdenklich von den Illustrationen zu Marge und wieder zurück.

»Es geschieht ja überhaupt nichts«, sagte der Captain tief enttäuscht. »Und das scheint auch ein sehr unvollkommenes Exemplar zu sein.«

»Ich habe Ihnen zwei perfekte Exemplare gebracht.« Botax fühlte wohl den Vorwurf, den man seiner Leistung machte. »Was soll denn mit dieser Kreatur nicht in Ordnung sein?«

»Dieser Busen besteht weder aus Halbkugeln noch aus Rundungen. Ich weiß, was Halbkugeln oder Rundungen sind, und auf den Bildern, die Sie mir gezeigt haben, sind sie auch ganz richtig dargestellt. Da sieht man große Halbkugeln. Aber an dieser Kreatur hängen ja nur kleine trockene Hautlappen. Und sie sind auch teilweise verfärbt.«

»Unsinn«, sagte Botax. »Sie müssen den verschiedenen natürlichen Variationen einen gewissen Spielraum lassen. Ich werde die Kreatur selbst fragen.«

Er wandte sich zu Marge.

»Madam, ist Ihr Busen nicht vollkommen?«

Marges Augen öffneten sich weit. Mühsam rang sie nach Luft. »Also wirklich!« stieß sie endlich hervor. »Vielleicht bin ich keine Gina Lollobrigida oder Anita Ekberg, aber ich bin schon in Ordnung, darauf können Sie sich verlassen. O Junge, wenn mein Ed nur hier wäre!« Sie fuhr zu Charlie herum. »Hören Sie, würden Sie diesem glotzäugigen, schleimigen Ding da vielleicht erzählen, daß ich gut entwickelt bin?«

»Aber Lady«, sagte Charlie sanft, »ich soll doch nicht hinschauen. Erinnern Sie sich nicht?«

»O ja, sicher, Sie sollten nicht hinschauen. Aber Sie haben schon genug geblinzelt. Und da können Sie genauso gut Ihre lausigen Augen

öffnen und für die Ehre einer Lady einstehen, wenn Sie wenigstens ein bißchen was von einem Gentleman haben. Aber das haben Sie ja wahrscheinlich nicht.«

»Also gut.« Charlie warf Marge einen Seitenblick zu. Sie ergriff die günstige Gelegenheit, atmete tief ein und warf die Schultern zurück.

»Ich will natürlich nicht in eine so delikate Angelegenheit verwickelt werden«, sagte Charlie, »aber Sie sind schon in Ordnung.«

Erleichtert wandte sich Botax Captain Garm zu.

»Die größere Form drückte bereits Interesse aus. Das Reizmittel wirkt. Und jetzt kommen wir zum letzten Schritt.«

»Und worin besteht der?«

»Dafür gibt es keinen Blitz, Captain. Im Wesentlichen wird dabei der Eß- beziehungsweise Sprechapparat des einen auf das Äquivalent des anderen gepreßt. Ich habe einen Blitz für diesen Vorgang erfunden: Kuß.«

»Hören denn diese Widerwärtigkeiten niemals auf?« stöhnte der Captain.

»Das ist schon der Höhepunkt. In allen Erzählungen umklammern sie sich mit den Gliedmaßen, nachdem die Häute gewaltsam entfernt worden sind, und geben sich wie wahnsinnig brennenden Küssen hin, um die gebräuchliche Phrase wenigstens annähernd richtig zu übersetzen. Hier ist ein Beispiel, nur eines, ein x-beliebiges: >Er hielt das Mädchen umfangen, und sein Mund preßte sich begehrlich auf ihre Lippen.<«

»Vielleicht wollte die eine Kreatur die andere verschlingen«, sagte der Captain.

»Aber keineswegs«, erwiderte Botax ungeduldig. »Das waren brennende Küsse.«

»Wieso brennend? Entsteht bei diesem Vorgang ein Brand?«

»Wohl nicht im buchstäblichen Sinn. Ich stelle mir vor, daß auf diese Weise ausgedrückt wird, wie die Temperatur steigt. Je höher die Temperatur ist, nehme ich an, desto erfolgreicher werden die Jungen produziert. Ohne diesen Vorgang können die Jungen nicht hervorgebracht werden. Das ist der letzte Schritt, von dem ich gesprochen habe, die erwähnte Zusammenarbeit.«

»Sir, würden Sie bitte diese Lady küssen?« sagte Botax mit feierlicher Deutlichkeit.

»Aber ich kann mich doch nicht bewegen«, erwiderte Charlie.

»Ich werde Sie natürlich freilassen.«

»Aber vielleicht mag es die Lady gar nicht.«

Marge starrte ihn zornig an.

»Da können Sie ihre verdammten Stiefel drauf wetten, daß ich es nicht mag. Bleiben Sie mir nur ja vom Leib.«

»Das wäre mir auch lieber, Lady. Aber was werden sie denn

machen, wenn ich es nicht tu? Sehen Sie, ich will sie doch nicht verärgern. Wir könnten doch - wissen Sie, was ich meine? Nur ein ganz leichter Kuß ...«

Sie zögerte. Dann sah sie die Berechtigung dieser Maßnahme ein.

Charlie trat auf sie zu.

»Wenn es jetzt genehm ist, Lady.« Er tippte sich vage an den

Hut, dann legte er die Hände linkisch auf ihre nackten Schultern und beugte sich verlegen vor.

Marges Hals straffte sich. Ihre Lippen berührten die Charlies.

»Ich fühle keinen Temperaturanstieg«, blitzte Captain Garm unmutig. Sein hitzeempfindliches Tentakel, das aus der Kopfmitte ragte, hatte sich zu voller Spannweite ausgedehnt und zitterte fröstelnd.

»Ich auch nicht«, sagte Botax ziemlich verzweifelt. »Aber wir machen doch genau das, was in den RaumfahrerGeschichten steht. Ich glaube, seine Gliedmaßen müßten sich mehr ausstrecken ... Ah, sehen Sie, jetzt funktioniert es!«

Wie geistesabwesend hatte Charlie den Arm um Marges nackten, weichen Körper geschlungen. Einen Augenblick lang schien sich Marge an ihn zu lehnen, doch dann wehrte sie sich heftig gegen das Kräftefeld, das sie umfangen hielt.

»Aufhören!« Dumpf erstickte ihre Stimme im Druck von Charlies Lippen. Plötzlich biß sie zu. Mit einem wilden Schrei fuhr Charlie zurück. Seine Hand fuhr zur Unterlippe, er sah das Blut an seinen Fingern.

Captain Garm schoß schnelle Blitze. Abwechselnd gelbe und blaue.

»Ist es jetzt passiert? Wie lange müssen wir denn noch warten?«

»Ich glaube, es wird gleich soweit sein. Wenn man gebären muß, dann gebiert man. So ist das überall im ganzen Universum. Da gibt es kein Warten.«

»So? Wenn ich an all die schändlichen Gebräuche denke, die Sie mir geschildert haben, vergeht mir die Lust, jemals wieder zu gebären. Kommen Sie endlich zum Ende!«

»Nur noch einen Augenblick, Captain.«

Aber die Augenblicke verstrichen, und langsam wandelten sich die Blitze des Captains in ein düster brütendes Orange, während Botax beinahe völlig verblaßte.

Schließlich fragte Botax zögernd: »Verzeihen Sie, Madam, aber wann werden Sie keimen?«

»Wann werde ich *was* tun?«

»Ich meine, wann werden Sie ein Junges hervorbringen?«

»Ich habe schon ein Kind.«

»Aber wann werden Sie jetzt ein Junges bekommen?«

»Vorderhand gar nicht. Ich bin noch nicht in dem Zustand, um ein weiteres Kind zu bekommen.«

»Was? Was?« fragte der Captain fordernd. »Was sagt sie?«

»Es scheint«, erwiderte Botax matt, »daß sie im Augenblick nicht beabsichtigt, ein Junges hervorzubringen.«

Der Farbfleck des Captains loderte in weißen Flammen.

»Wissen Sie, was ich glaube, Investigator Botax? Ich glaube, daß Sie geisteskrank und pervers sind. Nichts passiert mit diesen Kreaturen. Es gibt keine Zusammenarbeit zwischen ihnen, und kein Junges wird geboren. Das sind zwei verschiedene Arten, und Sie treiben ein verrücktes, abscheuliches Spiel mit mir.«

»Aber Captain ...«

»Schluß mit >aber Captain<! Ich habe genug. Sie haben mich zum Narren gehalten, mir den Magen umgedreht, mich angewidert und angeekelt mit dieser ganzen geschmacklosen Phantasie von Keimen und Gebären und meine Zeit vergeudet. Sie streben nur nach Schlagzeilen und persönlichem Ruhm, aber ich werde dafür sorgen, daß Sie keins von beiden bekommen. Befreien Sie mich jetzt endlich von der Anwesenheit dieser Kreaturen. Geben Sie ihnen die Häute zurück und bringen Sie sie dorthin, wo Sie sie aufgelesen haben. Die Kosten für diese sinnlose Zeitstockung werden von Ihrem Gehalt abgezogen.«

Jede weitere Diskussion war sinnlos. Mit bebenden Gliedmaßen schickte sich Botax an, die beiden Kreaturen zurückzubringen.

Sie standen auf dem Bahnsteig und blickten verwirrt um sich. Dämmerung hüllte sie ein, und die nahende Bahn ratterte.

»Mister, ist das alles wirklich passiert?« fragte Marge.

Charlie nickte.

»Ich kann mich genau erinnern.«

»Wir dürfen es niemandem erzählen.«

»Sicher nicht. Sie würden alle sagen, wir seien verrückt. Wissen Sie, was ich sagen will?«

»Oh . ja, ja«, erwiderte sie ausweichend.

»Hören Sie«, sagte Charlie, »es tut mir leid, wenn ich Sie in Verlegenheit gebracht habe. Das wollte ich nicht.«

»Ist schon gut.« Marge betrachtete eingehend den Steinboden des Bahnsteigs. Das Rattern der Bahn wurde immer lauter.

»Ich meine, Sie wissen doch, Lady, Sie sahen wirklich nicht schlecht aus. Tatsächlich, Sie sahen gut aus. Aber ich war zu verwirrt, um das zu sagen.«

Ein plötzliches Lächeln flog über ihr Gesicht.

»Es ist ja alles gut.«

»Wollen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee mit mir trinken, damit wir uns von dem Schreck erholen? Meine Frau erwartet mich noch

nicht.«

»Oh, nun ja, Ed ist für ein Wochenende verreist, und auf mich wartet nur die leere Wohnung. Mein kleiner Sohn besucht gerade meine Mutter.«

»Dann kommen Sie. Kennengelernt haben wir uns ja schon.«

»Das kann man wohl sagen.« Sie lachte.

Die Bahn fuhr in die Station ein, aber sie wandten sich ab und stiegen die enge Treppe zur Straße hinab. Sie tranken ein paar Cocktails, und dann konnte Charlie sie natürlich nicht in der Dunkelheit allein nach Hause gehen lassen. Also begleitete er sie bis zur Haustür. Und natürlich fühlte Marge sich verpflichtet, ihn für ein paar Minuten hereinzubitten.

Inzwischen war Botax gebrochen in das Raumschiff zurückgekehrt und unternahm einen letzten Versuch, die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen. Während Garm das Schiff für den Abflug fertigmachte, schaltete Botax hastig das Fernsehgerät ein, um noch einen letzten Blick auf seine beiden Forschungsobjekte zu werfen. Der Peilstrahl tauchte in Marges Wohnung, und da war auch Charlie. Botax' Tentakel erstarrten, und er schoß funkelnde Blitze in allen Regenbogenfarben.

»Captain Garm! Schauen Sie doch, was Sie jetzt machen!«

Aber im selben Augenblick glitt das Schiff aus der Zeitstok-kung.

Die Maschine, die den Krieg gewann

Ende der 50er Jahre fand eine unerwartete Veränderung in meinem Leben statt. Meine Karriere als Autor machte beständige Fortschritte. Sowohl von eigenen Intentionen als auch von den Wünschen meiner Herausgeber veranlaßt, übernahm ich mehr und mehr Aufgaben in immer größerer Vielfalt, und 1958 erkannte ich, daß ich nicht mehr schreiben konnte, was ich wollte, und gleichzeitig einen vollen akademischen Stundenplan auf dem College einzuhalten imstande war.

Deshalb traf ich mit der medizinischen Universität eine freundschaftliche Vereinbarung. Ich behielt meinen Titel bei (Ordentlicher Professor der Biochemie, falls es Sie interessiert) und ging auch weiterhin verschiedenen Pflichten nach. Ich hielt mehrere Vorlesungen pro Jahr, saß in einigen Komitees, und so weiter. Die Hauptsache aber war, daß ich ein vollbeschäftigter Schriftsteller wurde und die Universität von dem Ärgernis befreien konnte, mir ein Gehalt zahlen zu müssen.

Eine Zeitlang schien es mir, daß ich ohne wesentliche akademische Pflichten und mit einer Überfülle von freien Stunden beglückt alles schreiben konnte, was ich nur wollte, und daß mir noch eine ganze Menge Zeit für die Freuden des Lebens übrigbleiben würde.

Das Schlimmste war, daß gerade zu der Zeit, als ich zum vollbeschäftigten Schriftsteller avancierte, die Sowjets ihren Sputnik um die Erde schickten und die Vereinigten Staaten unruhig zu zittern begannen. Ich auch.

Ich wurde von dem brennenden Wunsch erfüllt, populärwissenschaftlich zu schreiben, und zwar für ein Amerika, das sich durch die Vernachlässigung der Wissenschaft in großer Gefahr befand. Auch einige Verleger verspürten ein ähnliches brennendes Verlangen, populärwissenschaftliche Werke zu veröffentlichen. Aus demselben Grund. Und als meine Wünsche sich mit den Wünschen der Verleger trafen, versank ich in einem endlosen Meer, in dem ich noch immer schwimme.

Die Schwierigkeit besteht darin, daß es sich hierbei nicht mehr um Science-Fiction handelt. In den letzten zehn Jahren habe ich mehrere Romane, einige Sammlungen und etwa ein Dutzend Erzählungen geschrieben. Aber das war alles nichts. Nach den bekümmerten Briefen zu schließen, die ich immer wieder erhalte, könnte man meinen, ich tue das absichtlich. Aber das stimmt nicht. Ich versuche verzweifelt, den Kontakt mit Science-Fiction nicht zu verlieren. Science-Fiction ist mein Lebensinhalt, in einem Maß, daß ich keinen Ersatz dafür finden kann. Natürlich habe ich noch meine monatlichen Artikel für F & SF. Aber das ist nicht dasselbe.

Und deshalb ist mir jedes winzige Stück Science-Fiction, das ich aus meiner Schreibmaschine herauspresse, in meinem trüben Heute wichtiger als die zwei Dutzend langer Erzählungen oder Romane, die ich in früheren

Zeiten pro Jahr geschafft habe.

Auch »Die Maschine, die den Krieg gewann« gehört zu jenen Erzählungen, die meinen Fans beweisen sollen, daß ich noch lebe.

Die Feier würde lange dauern, und sogar in den schweigenden Tiefen von Multivacs unterirdischen Räumen lag etwas in der Luft.

Wenn es sonst nichts war, so spürte man doch eine ungewöhnliche Einsamkeit und Stille. Zum erstenmal seit zehn Jahren schwärmten die Techniker nicht um die edlen Teile des Riesencomputers herum, die sanften Lichter flimmerten nicht in launischen Mustern, und die Flut der Information, nach innen und außen war zum Stillstand gekommen.

Lamar Swift nahm die Militärkappe ab und blickte durch den langen leeren Hauptkorridor zu dem gigantischen Computer hin. Müde ließ er sich auf einem der Drehstühle der Techniker nieder, und seine Uniform, in der er sich nie besonders wohl gefühlt hatte, warf dicke Falten.

»Irgendwie vermisse ich das alles auf eine grauenhafte Weise. Ich kann mich kaum an die Zeiten erinnern, als wir noch nicht Krieg mit Deneb geführt haben, und es scheint unnatürlich, jetzt in Frieden zu leben und ohne Furcht zu den Sternen aufblicken zu müssen.«

Die beiden Männer, die neben dem Präsidenten der Solaren Föderation standen, waren jünger als Swift. Keiner hatte so graue Haare wie er, und keiner sah so müde aus.

Dem dünnlippigen John Henderson fiel es schwer, die namenlose Erleichterung zu verbergen, die er inmitten des Triumphs empfand.

»Sie sind vernichtet!« rief er aus. »Sie sind vernichtet! Genau das habe ich mir immer und immer wieder vorgesagt, und ich kann es noch immer nicht glauben. Wir haben soviel geredet, soviele Jahre lang, über die Drohung, die über der Erde und all ihren Welten schwebt, über jedem einzelnen Menschen, und während der ganzen Zeit war es wahr, jedes einzelne Wort. Und jetzt leben wir, und die Denebianer sind die Zerschmetterten. Sie werden nie mehr eine Bedrohung für uns bedeuten.«

»Dank Multivac«, sagte Swift und warf dem unerschütterlichen Jablonsky einen Blick zu. Jablonsky war während des ganzen Krieges der Chef-Interpret des wissenschaftlichen Orakels gewesen. »Habe ich recht, Max?«

Jablonsky zuckte mit den Schultern. Er griff nach einer Zigarette, entschloß sich aber dann, doch keine zu rauchen. Ihm allein von allen Tausenden, die in den Tunnels um Multivac gelebt hatten, war es erlaubt, dieses Privileg zu nutzen.

»Nun, das behaupten sie«, sagte er und wies mit seinem kräftigen Daumen über die rechte Schulter nach oben.

»Eifersüchtig, Max?«

»Weil sie nach Multivac schreien? Weil Multivac der große Held der Menschheit in diesem Krieg ist?« Jablonskys Gesicht verzerrte sich verächtlich. »Was kann mir das schon bedeuten? Soll doch Multivac die Maschine sein, die den Krieg gewonnen hat, wenn es ihnen Spaß macht.«

»Multivac hat mit dem Sieg gar nichts zu tun«, sagte Hender-son. »Er ist nur eine Maschine.«

»Eine sehr große Maschine«, sagte Swift.

»Dann eben eine große Maschine. Er ist nicht besser als die Daten, mit denen er gefüttert wurde.« Er schwieg. Plötzlich hatte er nicht mehr die Nerven, das zu sagen, was er sagen wollte.

Jablonsky starrte ihn an. Wieder tasteten seine dicken Finger nach einer Zigarette, und wieder zog er sie zurück.

»Sie müßten das doch wissen. Sie haben die Daten geliefert. Wollen Sie den Ruhm für sich beanspruchen?«

»Nein«, sagte Henderson verärgert. »Da gibt es keinen Ruhm. Was wissen Sie denn von den Daten, die Multivac braucht, von den Daten, die Hunderte von untergeordneten Computern auf der Erde, auf dem Mond, dem Mars, sogar auf Titan schon vorher ausgewertet haben, damit er mit ihnen richtig gefüttert werden konnte. Auf Titan haben sie uns immer hingehalten. Und da war immer das Gefühl, daß die Daten von dort in eine unerwartete Richtung weisen, ein Vorurteil mitein-beziehen würden.«

»Das muß ja jeden halbwahnsinnig machen«, sagte Swift mitfühlend.

Henderson schüttelte den Kopf.

»Es war nicht nur das. Ich gebe zu, daß ich vor acht Jahren, als ich Leponts Platz als Chef-Programmierer einnahm, ziemlich nervös war. Damals war die allgemeine Stimmung noch recht zuversichtlich. Der Krieg war noch weit entfernt. Ein Abenteuer ohne wirkliche Gefahr. Wir hatten noch nicht den Punkt erreicht, an dem bemannte Raumschiffe eingesetzt werden mußten und wo interstellare Verwindungsklappen einen Planeten total verschlucken konnten, wenn man nur genau ziel-te. Aber dann, als die ernsthaften Schwierigkeiten begannen ...« Zornig unterbrach er sich. Er konnte sich endlich erlauben, zornig zu sein. »Aber was wissen Sie schon davon.«

»Dann erzählen Sie es uns«, sagte Swift. »Der Krieg ist vorüber. Wir haben gewonnen.«

Diesmal entschied sich Jablonsky doch, eine Zigarette anzuzünden.

»Aber ich nehme doch an, daß Sie Multivac mit Daten versorgt haben. Sie haben uns nie etwas über die Unzuverlässigkeit der Daten gesagt.«

»Wie konnte ich denn? Und wenn ich es getan hätte, konnten Sie

es sich leisten, mir zu glauben?« fragte Henderson wütend. »Unsere gesamten Kriegsbemühungen waren auf Multivac ausgerichtet. Er war die einzige große Waffe auf unserer Seite, denn die Denebianer hatten dem nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Was anderes konnte angesichts des drohenden Verderbens unsere Kampfmoral aufrechterhalten, wenn nicht die ständige Versicherung, daß Multivac jede Bewegung der Denebianer immer vorhersagen und verhindern würde? Und daß er immer unsere Bewegungen dirigieren und ihre Abwehr vereiteln würde? Seit unser Spionage-Schiff vernichtet wurde, fehlten uns zuverlässige denebianische Daten, mit denen wir Multivac hätten füttern können. Natürlich konnten wir nicht wagen, *das* zu veröffentlichen.«

»Sehr wahr«, sagte Swift.

»Und wenn ich Ihnen mitgeteilt hätte, daß die Daten unzuverlässig waren, was anderes hätten Sie tun können, als mich zu entlassen und es abzulehnen, mir Glauben zu schenken? Das konnte ich nicht in Betracht ziehen.«

»Was haben Sie getan?« fragte Jablonsky.

»Da der Krieg gewonnen ist, werde ich Ihnen sagen, was ich getan habe. Ich habe die Daten korrigiert.«

»Auf welche Weise?« fragte Swift.

»Intuition, nehme ich an. Ich vermischte sie so lange miteinander, bis sie richtig aussahen. Zuerst wagte ich es kaum. Ich fügte da eine kleine Änderung ein, dann dort, aber nur an Stellen, die ganz offensichtlich falsch waren. Und als dann der Himmel noch immer nicht über uns zusammenbrach, wurde ich mutiger. Und gegen Ende machte ich mir nur mehr wenig Gedanken. Ich setzte die Daten so ein, wie sie gebraucht wurden. Ich ließ sogar den Multivac-Annex für mich Daten präparieren, und zwar für private Programmier-Proben, die ich zu diesem Zweck entwickelte.«

»X-beliebige Zahlen?« fragte Jablonsky.

»Keineswegs. Ich berücksichtigte eine gewisse Anzahl von unvermeidlichen Einflüssen.«

Jablonsky lächelte, und völlig unerwartet begannen seine dunklen Augen hinter den faltigen Lidern zu funkeln.

»Mir wurde dreimal zugetragen, daß der Annex unbefugterweise benutzt worden war, und ich habe es jedesmal durchgehen lassen. Wenn es eine Rolle gespielt hätte, wäre ich der Sache wohl auf den Grund gegangen und hätte Sie in ziemliche Verlegenheit gebracht, John. Ich hätte nämlich herausgefunden, was Sie taten. Aber ich habe nichts unternommen, denn alles, was mit Multivac zusammenhing, war in jenen Tagen ohne jede Bedeutung. Und so ist es Ihnen nicht an den Kragen gegangen.«

»Was heißt das? Ohne Bedeutung?« fragte Henderson

mißtrauisch.

»Es war eben ganz einfach bedeutungslos. Ich vermute, wenn ich Ihnen das damals gesagt hätte, wären Ihnen einige Sorgen erspart geblieben. Und wenn Sie mir erzählt hätten, was Sie taten, hätten Sie mir meine Sorgen erspart. Wie konnten Sie denn glauben, daß Multivac tatsächlich funktionierte, nachdem Sie ihn mit Ihren Daten gefüttert hatten?«

»Hat er denn nicht funktioniert?« fragte Swift.

»Nicht wirklich. Nicht verläßlich. Wo waren denn meine Techniker während der letzten Kriegsjahre? Ich will es Ihnen sagen. Sie fütterten Computer an Tausenden von Raumstationen. Sie waren verschwunden! Und ich mußte mich mit halben Kindern herumschlagen, auf die ich mich nicht verlassen konnte, oder auf Veteranen, die hinter der Zeit zurückgeblieben waren. Außerdem, glauben Sie, ich konnte mich auf eine solide Entwicklung verlassen, die die Kryogeniker in den letzten Jahren hervorgebracht hätten. Die Kryogeniker hatten auch kein besseres Personal als ich. Jedenfalls spielte es für mich keine Rolle, ob die Daten, mit denen Multivac gefüttert wurde, verläßlich waren oder nicht. Die *Resultate* waren unzuverläßlich. Darauf kam es an.«

»Was haben Sie getan?« fragte Henderson.

»So etwas Ähnliches wie Sie, John. Ich paßte die Resultate meiner Intuition an. Und auf diese Weise hat die Maschine den Krieg gewonnen.«

Swift lehnte sich in seinem Stuhl zurück und streckte die Beine aus.

»Was für Enthüllungen! Es stellt sich also heraus, daß das Material, das mir übergeben wurde, um mir bei meinen Entscheidungen als Leitfaden zu dienen, von Menschen gemacht worden war. Ein Mensch hat die Daten gemacht, und ein anderer die Interpretation dieser Daten. Stimmt das?«

»Es sieht so aus«, sagte Jablonsky.

»Dann war es also richtig, daß ich diesem Material nicht allzuviel Bedeutung beimaß.«

»Das taten Sie nicht?« Jablonsky schien allen Ernstes in seiner Berufsehre gekränkt zu sein, trotz seines Geständnisses.

»Ich fürchte, ich tat es nicht. Multivac mochte vielleicht sagen: >Schlagen Sie hier zu und nicht dort, tun Sie dies und nicht das, warten Sie, tun Sie gar nichtsc. Aber ich konnte nie ganz sicher sein, daß Multivac auch wirklich sagte, was er zu sagen schien. Oder daß er wirklich meinte, was er wirklich sagte. Nein, das konnte ich nie genau wissen.«

»Aber die Endberichte waren doch immer deutlich genug,

Sir«, sagte Jablonsky.

»Für Leute, die keine Entscheidung zu treffen haben, vielleicht. Die Angst, solche Entscheidungen verantworten zu müssen, war unerträglich. Und nicht einmal Multivac war fähig, mir diese Bürde abzunehmen.

Aber das Wesentliche ist, daß meine Zweifel berechtigt waren, und darin liegt eine ungeheure Erleichterung.«

Von der verschwörerischen Atmosphäre der gegenseitigen Geständnisse angesteckt, ließ Jablonsky die Titelanrede fallen.

»Und was haben Sie dann getan, Lamar? Sie haben doch trotz allem Entscheidungen gefällt. Auf welche Weise?«

»Nun, ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir zu den anderen zurückgehen . Aber ich werde es Ihnen vorher noch sagen. Warum auch nicht? Ich benutzte einen Computer, Max, aber einen älteren als Multivac, einen viel älteren.«

Er suchte in seinen eigenen Taschen nach Zigaretten, förderte eine Packung zu Tage. Und gleichzeitig eine Handvoll Kleingeld. Alte Münzen aus der Zeit, bevor die Metallknappheit ein Kredit-System notwendig gemacht hatte.

Swift lächelte verlegen.

»Ich brauche das noch immer, damit Geld eine gewisse Substanz für mich behält. Es fällt einem alten Mann schwer, die Gewohnheiten aus seiner Jugendzeit aufzugeben.« Er steckte eine Zigarette zwischen die Lippen und ließ die Münzen eine nach der anderen zurück in seine Tasche gleiten. Die letzte behielt er zwischen den Fingern und starrte sie geistesabwesend an. »Multivac ist weder der erste Computer, meine Freunde, noch der bekannteste. Und er ist auch keineswegs der vertrauenswürdigste, wenn es darum geht, die Last der Entscheidung von den Schultern eines Präsidenten zu nehmen. Eine Maschine hat tatsächlich den Krieg gewonnen, John. Ein sehr simples Computer-System. Ich habe es jedesmal zu Rate gezogen, wenn ich eine besonders schwierige Entscheidung zu treffen hatte.«

Das Lächeln einer fernen Erinnerung glitt über sein Gesicht, als er die Münze hochwarf. Sie glitzerte in der Luft, als sie um die eigene Achse wirbelte, und landete in Swifts flacher Hand. Er schloß die Finger um die Münze, legte sie auf den Handrük-ken der Linken und verdeckte sie mit der Rechten.

»Kopf oder Zahl, Gentlemen?«

Mein Sohn, der Physiker

Ein Nebeneffekt des wachsenden Ansehens von Science-Fiction ist unter anderem die Tatsache, daß diese Literaturgattung in Verlagen zu erscheinen begann, die wenige Jahre zuvor noch die Behörde für Umweltschutz zu Hilfe gerufen hätten, wenn ein solches Manuskript versehentlich auf ihre Schreibtische geflattert wäre.

Ich werde niemals die Schockwelle vergessen, die durch die gesamte Welt der Science-Fiction-Fans rollte, als nach dem Zweiten Weltkrieg Robert A. Heinlein diese Barriere durchbrach und eine seiner Science-Fiction-Erzählungen in The Sa-turday Evening Post unterbrachte.

Heute gehört es schon zum Alltag, daß Science-FictionAutoren und ihre Werke in so weitverbreiteten Zeitschriften wie Playboy zu finden sind. Die Konkurrenz der Massenblätter ist sogar so groß, daß es für die kleinen Spezialmagazine für Science-Fiction immer schwieriger wird, die routinierten Autoren zu halten. Und sie partizipieren keineswegs am neu gewonnenen Ansehen der Branche. Das ist ungerecht.

Aber der meiner Meinung nach merkwürdigste Ort, wo Science-Fiction jemals erschien, war der Anzeigenteil der exzellenten Zeitschrift Scientific American. Es scheint, daß eine Firma namens Hoffman Electronics Corporation auf die Idee verfiel, eine Serie von Anzeigen herauszubringen, die eine zwei Seiten lange (minus einer Spalte) illustrierte Science-FictionErzählung beinhalteten - wirkliche Science-Fiction-Erzählungen von anerkannten Autoren. Die letzte Spalte sollte dann das Produkt der Firma in würdiger Form anpreisen. Es gab keinen direkten Zusammenhang zwischen Erzählungen und Werbeanzeige, und der Autor hatte freie Hand - außer er war vielleicht so nett, in seine Erzählung die eine oder andere Mitteilung einzuflechten, zum Beispiel über Kommunikation (denn Hoffman verkaufte Kommunikationstechnik).

Die Sache war interessant, die künstlerische Integrität blieb gewahrt, und als ich ersucht wurde, eine Erzählung für dieses Programm zu verfassen, stimmte ich zu und schrieb »Mein Sohn, der Physiker«. Wie sie sehen werden, geht es darin um Kommunikation, aber keineswegs im »kommerziellen« Sinn. Hoffman akzeptierte die Geschichte, ohne ein Wort oder ein Komma zu ändern, und sie erschien nicht nur im Anzeigenteil von Scientific American, sondern auch in Fortune.

Ihr Haar war von lichter apfelgrüner Farbe, sehr zurückhaltend frisiert und sehr altmodisch. Man konnte sehen, daß sie sehr gut mit Färbemitteln umgehen konnte, in der Art, wie man es vor dreißig Jahren gemacht hatte.

Ein süßes Lächeln lag auf ihrem Gesicht und eine milde Ruhe, die die Heiterkeit des Alters in vollendeter Form auszudrücken schien.

Und dieses Lächeln und diese Ruhe ließen das Gewirr noch

schlimmer erscheinen, das sie in dem großen Regierungsgebäude umfloß.

Ein Mädchen lief an ihr vorbei, blieb stehen, wandte sich um und starrte sie in blankem Erstaunen an.

»Wie sind Sie denn hier hereingekommen?«

Die Frau lächelte.

»Ich will zu meinem Sohn, dem Physiker.«

»Zu Ihrem Sohn, dem ...«

»Er ist Kommunikations-Ingenieur, wirklich. Gerard Cremo-na.«

»Dr. Cremona. Nun, er ist ... Wo ist Ihr Ausweis?«

»Hier. Ich bin seine Mutter.«

»Also, Mrs. Cremona, ich weiß nicht ... Ich muß jetzt gehen ... Sein Büro ist hier unten. Vielleicht fragen Sie jemanden.« Sie eilte davon.

Mrs. Cremona schüttelte langsam den Kopf. War da irgend etwas passiert? Sie wollte doch hoffen, daß mit Gerard alles in Ordnung war. Sie hörte Stimmen weiter unten im Korridor und lächelte glücklich. Gerards Stimme.

Sie betrat das Büro und sagte: »Hallo, Gerard!«

Gerard war ein großer Mann. Er hatte noch immer dichtes, volles Haar, das allerdings schon einen leichten Grauschimmer zu zeigen begann, weil er kein Haarfärbemittel benutzte. Er sagte, er hätte keine Zeit für so etwas. Sie war sehr stolz auf ihn und sein Aussehen.

Gerade unterhielt er sich lebhaft mit einem uniformierten Mann. Sie konnte nicht sagen, um welchen militärischen Rang es sich handelte, aber sie war sicher, daß Gerard gut mit dem Mann umgehen konnte.

Gerard blickte auf.

»Mutter! Was tust denn du hier?«

»Ich will dich besuchen.«

»Ist denn heute Donnerstag? O Gott, das habe ich ganz vergessen. Setz dich, Mutter. Ich kann jetzt nicht reden. Setz dich auf irgendeinen Stuhl ... Also, General ...«

General Reiner blickte über die Schulter. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt.

»Ihre Mutter?«

»Ja.«

»Sollte Sie denn jetzt hier sein?«

»In diesem Augenblick natürlich nicht. Aber ich kann Sie beruhigen. Sie kann nicht einmal ein Thermometer lesen, und unsere Angelegenheiten haben keinerlei Bedeutung für sie . Hier auf Pluto. Sehen Sie? Da sind sie. Die Radiosignale können keinen natürlichen Ursprung haben, also müssen sie von Menschen stammen. Von unseren Männern. Dieser Tatsache müssen Sie ins Gesicht sehen. Von

allen Expeditionen, die wir hinter den Asteroidengürtel schickten, hat diese eine es geschafft. Sie haben Pluto erreicht.«

»Ja, ich verstehe, was Sie sagen, aber ist das denn nicht ganz unmöglich? Die Männer sind vor Jahren aufgebrochen, mit einer Ausrüstung, die sie höchstens ein Jahr lang am Leben erhalten konnte. Ihr Ziel war Ganymed, und sie scheinen noch achtmal so weit geflogen zu sein.«

»Genau. Und wir wissen auch, wie und warum. Sie müssen unbedingt Hilfe haben.«

»Welche Art von Hilfe?«

Cremona schlang einen Augenblick die Finger ineinander, als würde er ein stummes Gebet sprechen.

»General«, sagte er, »ich weiß, daß ich mich vielleicht lächerlich mache, aber es ist durchaus möglich, daß nichtmenschliche Wesen ihre Hand im Spiel haben. Extraterrestrische Wesen. Wir müssen das herausfinden. Wir wissen nicht, wie lange der Kontakt aufrechterhalten werden kann.«

»Sie meinen ...« Das ernste Gesicht des Generals zuckte leicht. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über seine Züge. »Sie meinen, daß sie aus der Gefangenschaft entflohen sind und jederzeit wieder eingefangen werden können.«

»Vielleicht. Die ganze Zukunft der menschlichen Rasse kann davon abhängen, daß wir ganz genau wissen, was auf Pluto vor sich geht. Und zwar müssen wir es *sofort* wissen.«

»Also gut. Was schlagen Sie vor?«

»Wir brauchen sofort den Armee-Computer Multivac. Er soll alle Probleme, an denen er gerade arbeitet, ausspucken und mit unserem allgemeinen semantischen Programm beginnen. Jeder Kommunikationsingenieur, über den Sie verfügen können, muß sofort alles liegen und stehen lassen, womit er sich gerade beschäftigt, und muß mit unseren Ingenieuren zusammenarbeiten.«

»Aber warum? Ich sehe leider den Zusammenhang nicht.«

Eine sanfte Stimme unterbrach das Gespräch.

»General, hätten Sie vielleicht Lust auf ein Stückchen Frucht? Ich habe ein paar Orangen mitgebracht.«

»Mutter, bitte!« sagte Cremona. »Später! General, die Sache ist ganz einfach. Gegenwärtig ist Pluto etwa vier Milliarden

Meilen von uns entfernt. Die Radiowellen brauchen sechs Stunden, um uns in Lichtgeschwindigkeit zu erreichen. Wenn wir etwas fragen, müssen wir zwölf Stunden auf die Antwort warten. Wenn sie etwas sagen, und wir verstehen es nicht und fragen: >Wie bitte?< und sie wiederholen, was sie gesagt haben - dann ist ein ganzer Tag verloren!«

»Kann man die Sache nicht beschleunigen?« fragte der General.

»Natürlich nicht. Das ist ein Grundgesetz der Kommunikation. Keine Information kann schneller als in Lichtgeschwindigkeit übertragen werden. Es würde Monate dauern, um dieselbe Konversation mit Pluto zu führen, die wir beide jetzt in wenigen Stunden abwickeln können.«

»Ja, ich verstehe. Und Sie glauben wirklich, daß extraterrestrische Wesen in die Angelegenheit verwickelt sind?«

»Ich glaube es. Um ehrlich zu sein, nicht jeder in diesem Gebäude ist einer Meinung mit mir. Trotzdem setzt jeder seine ganze Kraft und Fähigkeit ein, um eine Methode von konzentrierter Kommunikation zu entwickeln. Wir müssen so viele Sekunden wie nur möglich herausschlagen und beten, daß uns das Vorhaben gelingt, bevor wir den Kontakt verlieren. Und darum brauche ich Multivac und Ihre Männer. Es muß eine Kommunikations-Strategie erstellt werden, die die Anzahl der Signale, die wir aussenden, reduziert. Sogar eine Reduzierung von zehn Prozent kann bedeuten, daß wir eine Woche einsparen.«

Wieder mischte sich eine sanfte Stimme ein.

»Großer Gott, Gerard, was redest du denn da so lange herum?«

»Mutter! Bitte!«

»Aber du faßt die Sache ganz verkehrt an, wirklich.«

»Mutter!« Seine Stimme schwang am Rand der Hysterie.

»Hör mal, wenn du irgend etwas sagst und dann zwölf Stunden auf die Antwort wartest, bist du wirklich dumm. Das soll-test du nicht tun.«

»Cremona, haben Sie im Ernst vor, Ihre Mutter zu Rate zu ziehen?« schnarrte der General.

»Einen Augenblick, General«, sagte Cremona. »Worauf willst du hinaus, Mutter?«

»Während du auf die Antwort wartest«, sagte Mrs. Cremona ernst, »kannst du weiterhin Signale aussenden und ihnen sagen, sie sollen dasselbe tun. Du redest die ganze Zeit, und sie reden auch die ganze Zeit. Irgend jemand hört ihnen die ganze Zeit zu, und sie haben auch einen, der dir die ganze Zeit zuhört. Wenn einer etwas sagt, das eine Antwort erfordert, so kann man sie einbauen. Aber da ist eine Chance, daß man alles erfährt, was man wissen will, ohne fragen zu müssen.«

Die beiden Männer starrten sie an.

»Natürlich«, flüsterte Cremona. »Kontinuierliche Konversation. Eine Phase von zwölf Stunden, das ist alles. Großer Gott, wir müssen uns beeilen!«

Mit großen Schritten eilte er aus dem Zimmer und zerrte den General hinter sich her. Dann kam er noch einmal zurück.

»Mutter, entschuldige mich, bitte. Ich glaube, das wird jetzt ein paar Stunden dauern. Ich schicke dir ein paar Mädchen herein, damit

du dich unterhalten kannst. Oder halt ein kleines Schläfchen, wenn du magst.«

»Schon gut, Gerard«, sagte Mrs. Cremona.

»Nur noch eins, Mutter . Wie bist du denn darauf gekommen?«

»Aber Gerard, das wissen doch alle Frauen. Wenn zwei Frauen sich per Visiphon oder Stratofunk unterhalten oder ganz einfach von Angesicht zu Angesicht, so wissen sie, daß das ganze Geheimnis, wie man Neuigkeiten möglichst rasch verbreiten kann, egal, worum es sich handelt, darin besteht, daß man ganz einfach ununterbrochen redet.«

Cremona versuchte zu lächeln. Seine Unterlippe zitterte. Dann wandte er sich um und ging.

Augen, die nicht nur sehen

Ich habe einen Grundsatz, den ich bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit lautstark von mir gebe. Dieser Grundsatz besagt, daß ich niemals etwas schreibe, wenn ich nicht darum gebeten werde. Das klingt schrecklich hochmütig, aber es ist auch geschwindelt. In Wirklichkeit nehme ich als ziemlich sicher an, daß die verschiedenen Science-FictionMagazine und einige meiner Buchverleger ständig Material brauchen, und so schreibe ich ganz frei für sie.

1964 wurde ich endlich von Playboy ersucht, etwas für ihn zu schreiben. Sie schickten mir eine undeutliche Photographie einer Tonplastik, die einen Kopf ohne Ohren darstellte. Die Gesichtszüge waren durch Blockbuchstaben gekennzeichnet. Sie fragten mich, ob ich eine Erzählung schreiben könnte, die auf diesem Photo basiere. Zwei andere Autoren sollten ebenfalls Geschichten schreiben, denen dasselbe Photo zugrunde läge, und alle drei würden veröffentlicht werden.

Es war eine interessante Aufgabe und sie reizte mich. Ich schrieb: »Augen, die nicht nur sehen.«

Für den Fall, daß ich in der vorliegenden Sammlung vielleicht den Eindruck erweckt haben sollte, daß meine schriftstellerische Karriere seit »Und Finsternis wird kommen ...« eine nie abreißende Kette von Erfolgen gewesen sei; daß ich alles, was ich schreibe, auch bestens verkaufe; daß ich einen Mißerfolg einfach nicht anerkennen würde, wenn ihn mir ein Kollege unter die Nase hielte - beruhigen Sie sich, dem ist nicht so.

»Augen, die nicht nur sehen« wurde mit entschiedenem Nachdruck abgelehnt. Das Manuskript flog in Windeseile von Chicago durch mein Fenster, knallte auf den Boden und blieb dort zitternd liegen (zumindest schien mir das so.)

Die beiden anderen Erzählungen wurden von Playboy angenommen und eine dritte Geschichte, in aller Eile von irgendei-nem Autor verfaßt, ebenso.

Glücklicherweise bin ich, was meinen Beruf betrifft, beneidenswert unerschütterlich. Ich bezweifle, ob irgend jemand erraten hätte, daß ich mich womöglich ärgerte. Ich hatte nur einen ganz kurzen Wutanfall.

Ich verhandelte mit Playboy und machte den Leuten klar, daß die Erzählung mir gehörte und daß ich damit machen konnte, was ich wollte, obwohl sie auf ihrem Photo basierte. Ich siegte.

Als nächstes sandte ich die Erzählung an F & SF und erklärte ihnen, daß es sich hierbei um eine anderweitig abgelehnte Erzählung handele. Ebenso erklärte ich, unter welchen Umständen sie entstanden war. Sie nahmen die Geschichte an.

Nach hundert Milliarden Jahren dachte er plötzlich, daß er Ames war. Nicht die Kombination von Wellenlängen, die durch das

Universum strömte, war das Äquivalent von Ames -nein, es war der Klang selbst. Eine schwache Erinnerung kam mit den Schallwellen zurück, die er nicht mehr hörte und nicht mehr hören konnte.

Das neue Projekt schärfte seine Erinnerung für viele alte, äonenalte Dinge. Er dämpfte den Energiestrudel, der die Ganzheit seiner Individualität war, und die Kräfte reichten bis jenseits der Sterne.

Brocks Antwortsignal kam.

Sicher, dachte Ames, sicher konnte er es Brock sagen. Er mußte es irgend jemandem sagen.

Brocks Energiewellen fluteten heran.

»Kommst du, Ames?«

»Natürlich.«

»Willst du an dem Wettbewerb teilnehmen.«

»Ja!« Ames' Kräftestrahlen pulsierten regellos. »Ganz gewiß. Ich habe eine Idee über eine ganz neue Kunstform. Etwas wirklich Ungewöhnliches.«

»Was für eine sinnlose Kraftverschwendung! Wie kannst du glauben, daß eine neue Kunstvariation erdacht werden kann, nach hundert Milliarden Jahren? Es kann nichts Neues geben.«

Brock glitt aus der Phase und somit aus der Kommunikation und Ames mußte sich beeilen, um seine Kräftewellen auf ihn einzustellen. Während er das tat, fing er das Treiben von anderen Gedanken ein, die Vision vom Staub der Galaxien im samtigen Nichts, die Kraftlinien, die sich in die unendlichen Vielheiten von Energieleben ergossen und durch die Galaxien reisten.

»Bitte, nimm meine Gedanken auf, Brock«, sagte Ames. »Schließe mich nicht aus. Ich denke an eine Manipulation der Materie. Eine Symphonie der Materie. Stell dir das doch vor; Warum sollen wir uns mit Energien abgeben? Sicher, in der Energie gibt es nichts Neues. Wie könnte es auch? Beweist das nicht, daß wir uns mit der Materie befassen müssen?«

»Materie!«

Ames interpretierte Brocks Energie-Vibrationen als Ausdruck von Ekel.

»Warum nicht? Auch wir waren einmal Materie, vor langer Zeit. Oh, vor beinahe einer Billion von Jahren!

Warum sollen wir nicht Objekte in einem Medium von Materie schaffen, oder abstrakte Formen oder - hör doch zu, Brock - warum sollen wir nicht Imitationen von uns selbst materialisieren? Von uns selbst, so, wie wir waren?«

»Ich weiß nicht, wie das war«, erwiderte Brock. »Niemand weiß es.«

»Aber ich weiß es«, sagte Ames energisch. »Ich habe an nichts

anderes gedacht, und ich beginne mich zu erinnern. Brock, laß es mich dir zeigen. Sage mir, daß ich recht habe. Sage es mir!«

»Nein, das ist dumm. Es ist - abstoßend.«

»Laß mich es versuchen, Brock. Wir waren Freunde. Wir haben Energien miteinander ausgetauscht von Anfang an - von dem Augenblick an, in dem wir zu dem wurden, was wir sind. Bitte!«

»Also gut. Aber beeile dich!«

Ames hatte keine solch ungeheure Gewalt mehr in seinen Kräftewellen gespürt seit - ja, seit wann? Wenn er jetzt Brock überzeugen konnte, dann konnte er es wagen, vor den versammelten Energie-Seinseinheiten die Materie zu manipulieren. Wie einsam hatten sie durch Äonen hindurch auf etwas Neues gewartet!

Hier draußen zwischen den Galaxien war die Materie dünn, aber Ames sammelte sie, scharrte sie zusammen über Lichtjahre hinweg, wählte Atome, vollendete eine Konsistenz aus tonartigem Stoff und zwang sie in eine ovoide Form, die sich unter ihm ausdehnte.

»Erinnerst du dich, Brock?« fragte er sanft. »War es nicht in dieser Art?«

Brocks Energiewirbel zitterte durch die Phase.

»Ruf es nicht in meine Erinnerung zurück. Ich erinnere mich nicht.«

»Das war der Kopf. Sie nannten es Kopf. Ich sehe es so klar vor mir. Ich will es aussprechen. Ich meine, mittels Schallwellen.« Er wartete, dann sagte er: »Schau her! Erinnerst du dich an das?«

An der oberen Seite des Ovoids erschien KOPF.

»Was ist das?« fragte Brock.

»Das ist die Bezeichnung für Kopf. Die Symbole, die das Objekt in einen Laut verwandelten. Sag mir, daß du dich erinnerst, Brock!«

»Da war etwas«, sagte Brock zögernd. »Irgend etwas in der Mitte.« Eine vertikale Ausbuchtung bildete sich.

»Ja! Das ist die Nase!« sagte Ames. Und NASE tauchte auf dem Ovoid auf. »Und da ist auf jeder Seite ein Auge.« LINKES AUGE - RECHTES AUGE.

Ames betrachtete, was er geformt hatte. Seine Kräftewellen pulsierten langsam. Er war nicht sicher, ob es ihm gefiel.

»Mund«, sagte er in kaum merklichem Beben, »und Kinn und Adamsapfel und Schlüsselbeine. Wie die Worte mir wie-der zufließen!« Sie erschienen auf der ovoiden Form.

»Ich habe hundert Milliarden Jahre lang nicht mehr daran gedacht«, sagte Brock. »Warum hast du mich daran erinnert? Warum?«

Ames war ganz in seine Gedanken versunken.

»Noch etwas. Organe, mit denen man hörte. Irgend etwas, um die Schallwellen zu empfangen. Ohren! Wo müssen sie sein? Ich kann

mich nicht erinnern, wo sie waren.«

»Hör auf!« schrie Brock. »Laß die Ohren und all das andere! Erinnere dich nicht!«

»Warum ist es falsch, sich zu erinnern«, fragte Ames unsicher.

»Weil die Oberfläche nicht rauh und kalt wie das hier war, sondern weich und warm. Weil die Augen zärtlich und lebendig waren, und weil die Lippen sanft auf den meinen zitterten.«

Brocks Kräftelinien schwankten.

»Es tut mir leid! Es tut mir so leid!« sagte Ames.

»Du hast mich daran erinnert, daß ich einst eine Frau war und die Liebe gekannt habe, daß Augen nicht nur sehen. Und jetzt habe ich keine mehr, die das für mich tun können.«

Heftig fügte sie dem rauh gebildeten Kopf neue Materie zu.

»Dann sollen *sie* es tun!« schrie sie und entfloh.

Und Ames blickte hin und erinnerte sich nun auch, daß er ein Mann gewesen war. Die Gewalt seines Energiestrudels zersplitterte den Kopf in zwei Teile, und er raste zurück durch die Galaxien auf Brocks Energiespur, zurück in die unendliche Verdammnis des Lebens.

Und die Augen des zerschmetterten Kopfes aus Materie glitzerten feucht, wo Brock ein Etwas hinzugefügt hatte, das Tränen bedeutete. Der Kopf aus Materie tat, was die EnergieSeinseinheiten nicht mehr konnten, und er weinte um die Menschheit, um die zerbrechliche Schönheit ihrer Körper, die sie einst aufgegeben hatte, vor fast einer Billion von Jahren.

ENDE